

Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Elisabeth Beck-Gernsheim

Auf dem Weg in die postfamiliale Familie
Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft

Hans Bertram

Die Stadt, das Individuum und das Verschwinden
der Familie

Thomas Gensicke

Wertewandel und Familie

Auf dem Weg
zu „egoistischem“ oder „kooperativem“ Individualismus?

B 29–30/94
22. Juli 1994

Elisabeth Beck-Gernsheim, Dr. phil., Dr. rer. pol. habil.; Studium der Soziologie in München; Professorin für Soziologie an der Universität Hamburg.

Letzte Buchveröffentlichungen: (zus. mit Ulrich Beck) Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt am Main 1990; Technik, Markt und Moral, Frankfurt am Main 1991; (Hrsg. zus. mit Ulrich Beck) Riskante Freiheiten – Individualisierung in der Moderne, Frankfurt am Main 1994 (i. E.).

Hans Bertram, Dr. phil., geb. 1946; Studium der Soziologie, Psychologie und Rechtswissenschaft in Münster, Mannheim und Düsseldorf; 1981 bis 1984 ordentlicher Professor für Soziologie an der Universität der Bundeswehr München; von 1984 bis 1992 Vorstand und wissenschaftlicher Direktor des Deutschen Jugendinstituts e.V. München; seit 1992 Universitätsprofessor für Mikrosoziologie an der Humboldt-Universität Berlin.

Veröffentlichungen u. a.: Moralische Sozialisation, in: Klaus Hurrelmann/Dieter Ulich (Hrsg.), Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim 1980; Sozialstruktur und Sozialisation. Zur mikrosoziologischen Analyse von Chancenungleichheit, Neuwied 1981; Von der schichtspezifischen zur sozialökologischen Sozialisationsforschung, in: Laszlo Vaskovics (Hrsg.), Sozialökologische Einflußfaktoren familialer Sozialisation. Stuttgart 1982; (Hrsg.) Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie. Ein Sammelband, Frankfurt am Main 1986; Jugend heute. Die Einstellung der Jugend zu Familie, Beruf und Gesellschaft, München 1987; (Hrsg.) Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen, Opladen 1990; (Hrsg.) Die Familie in den neuen Bundesländern, Opladen 1992; (zus. mit Hiltrud Bayer/Renate Bauereiß) Familien-Atlas. Lebenslagen und Regionen in Deutschland. Karten und Zahlen, Opladen 1993.

Thomas Gensicke, Dipl.-Phil., geb. 1962; Studium der Philosophie in Leipzig; 1990 bis 1991 Arbeit am Berliner Institut für soziale Studien; seit 1991 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsinstitut für öffentliche Verwaltung bei der Hochschule für Verwaltungswissenschaften (Lehrstuhl für Soziologie bei Professor Klages).

Veröffentlichungen u. a.: Mentalitätswandel und Revolution. Wie sich die DDR-Bürger von ihrem System abwandten, in: Deutschland Archiv, 25 (1992) 12; Unzufrieden, aber aktiv und optimistisch. Zur Mentalität der jungen Generation in den neuen Bundesländern, in: Journal für Sozialforschung, 33 (1993) 2; (zus. mit Helmut Klages) Spannungsfelder des Wertewandels. Von der spontanen Entwicklung von Selbstentwertungswerten zu deren Integration, in: Helmut J. Serve (Hrsg.), Bildung und Erziehung an der Schwelle zum dritten Jahrtausend. Interdisziplinäre Analysen, Positionen und Perspektiven, München (i. E.).



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 53111 Bonn.

Redaktion: Dr. Klaus W. Wippermann (verantwortlich), Dr. Katharina Belwe, Dr. Ludwig Watzal, Hans G. Bauer.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62–65, 54290 Trier, Tel. 06 51/4 60 41 86, möglichst Telefax 06 51/4 60 41 53, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich, Jahresvorzugspreis DM 52,80 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke können Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

Auf dem Weg in die postfamiliale Familie Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft

Prolog: Stationen einer kontroversen Diskussion

In den westlichen Industriegesellschaften der fünfziger und sechziger Jahre wurde das Hohelied der Familie gesungen. In der Bundesrepublik Deutschland wurde sie im Grundgesetz verankert und unter den besonderen Schutz des Staates gestellt; im Alltag war sie das anerkannte und allgemein angestrebte Lebensmodell; der vorherrschenden sozialwissenschaftlichen Theorie galt sie als notwendig für das Funktionieren von Staat und Gesellschaft. Dann aber kamen – in den späten sechziger, beginnenden siebziger Jahren – Studenten- und Frauenbewegung, brachten den Aufstand gegen die traditionellen Strukturen. Die Familie wurde entlarvt als Ideologie und Gefängnis, als Ort alltäglicher Gewalt und Unterdrückung. Was, im Gegenzug, dann diejenigen auf den Plan rief, die zur „Verteidigung der bürgerlichen Familie“¹ antraten, sie als „Hafen in einer herzlosen Welt“² wiederentdeckten. Der „Krieg um die Familie“³ war entbrannt. Jetzt war mit einem Mal auch nicht mehr klar, wer oder was Familie ausmacht: Welche Beziehungsformen sind als Familie zu bezeichnen, welche nicht? Welche sind normal, welche abweichend, welche sind der staatlichen Förderung würdig, welche sollen finanzielle Unterstützung erhalten?

Heute, im proklamierten Jahr der Familie, ist die Diskussionslage weiter verworren. Manche Wissenschaftler sehen massive Umbrüche, vielleicht gar das Ende der traditionellen Familie; andere wenden sich gegen das, was sie das dauernde Krisengerede nennen, und halten dagegen: die Familie lebt, die Zukunft gehört der Familie; die dritten bewegen sich irgendwo dazwischen, sprechen vor-

1 Brigitte Berger/Peter L. Berger, In Verteidigung der bürgerlichen Familie, Reinbek 1984.

2 Christoph Lasch, Haven in a Heartless World: The Family Besieged, New York, 1977.

3 Brigitte Berger/Peter L. Berger, The War over the Family, Garden City-New York 1983 (amerikanische Originalausgabe von Berger/Berger 1984).

zugsweise von Pluralisierungstendenzen – wobei, was die Debatte besonders reizvoll macht, sich alle Parteien auf empirische Daten, insbesondere auf demographische Statistiken, berufen.

Im folgenden werde ich mich zunächst mit zwei Deutungen befassen, die Kontinuität und Stabilität der Familie behaupten⁴. In der Auseinandersetzung mit ihnen will ich zeigen, daß die Schwarz-Weiß-Alternativen „Ende oder Zukunft der Familie“ untauglich sind. Statt dessen muß man die vielen Grauzonen, nein besser: die vielen Bunttöne dazwischen betrachten, die Vielzahl der Lebensformen, diesseits wie jenseits der traditionellen Familie, die sich heute in den Nischen des Privaten einnisten. Diese signalisieren – so der Grundgedanke, den ich in den darauffolgenden Abschnitten entwickle – mehr als nur Pluralisierung und Nebeneinander, mehr als nur Buntheit, zufällig durcheinandergewürfelt. Vielmehr wird hinter und in aller Buntheit doch eine historische Grundrichtung erkennbar: Ein Trend in Richtung Individualisierung setzt sich durch, kennzeichnet zunehmend auch das Binnenverhältnis der Familienmitglieder. Auf Stichworte gebracht: Aus Notgemeinschaft wird Wahlverwandtschaft. Im Ergebnis löst sich die Familie nicht auf, aber sie gewinnt eine historisch neue Gestalt. Paradox zusammengefaßt: Die Konturen einer „postfamilialen Familie“⁵ zeichnen sich ab.

I. Die Konstruktion von Normalität

1. Vom Umgang mit Zahlen

In einer angesehenen Tageszeitung erschien vor kurzem ein Leitartikel zum Jahr der Familie. Die

4 Vgl. hierzu auch den Beitrag von Hans Bertram in diesem Heft, in dem der Autor sich mit den von James Coleman und Ulrich Beck vertretenen Thesen über die zunehmende Brüchigkeit von Ehe und Familie und über die zunehmende Beliebigkeit von familialen Beziehungen auseinandersetzt.

5 Von „postfamilialer Familie“ spricht Leopold Rosenmayr in: Showdown zwischen Alt und Jung?, in: Wiener Zeitung vom 26. Juni 1992, S. 1.

Überschrift, programmatisch gemeint, lautet „Die Familie ist kein Auslaufmodell“, und gleich der erste Satz nimmt diese Aussage auf: „Manchmal ist es der Normalfall, der den Beobachter verblüfft: 85 Prozent der Kinder und Jugendlichen bis 18 Jahre in der Bundesrepublik Deutschland wachsen in vollständigen Familien, mit ihren leiblichen, in erster Ehe verheirateten Eltern auf.“⁶

In der Tat, die Zahl überrascht. Deshalb lohnt es sich, sie genau anzuschauen: Wie kommt sie zustande? Was ist die Basis der Rechnung? Drei Bestandteile fallen ins Auge. *Erstens*: Die genannte Statistik macht die Kinder und Jugendlichen in sogenannten vollständigen Familien zum Bezugspunkt. Damit ist das Bild von vornherein verzerrt, weil es diejenigen ausschließt, die sich gegen Familie entscheiden. Es fehlen die Männer und Frauen, die gar nicht erst heiraten, und ebenso die, die kinderlos bleiben – also zwei Gruppen, die in den letzten Jahren deutlich angewachsen sind⁷. *Zweitens*: Nach Angaben der Autorin stammt die Statistik aus dem Jahr 1991. Tatsächlich aber umfaßt der untersuchte Zeitraum die Jahre von 1970 bis 1987⁸. Und bereits innerhalb dieses Zeitraums, erst recht in den Jahren danach, hat sich ein deutlicher Wandel hin zu nichttraditionalen Lebensformen durchgesetzt. So ist seit 1970 der Anteil der nichtehelich geborenen Kinder kontinuierlich gestiegen⁹, und

6 Elisabeth Bauschmid, Familie ist kein Auslaufmodell, in: Süddeutsche Zeitung vom 4. 1. 1994, S. 4.

7 In beiden Teilen Deutschlands geht die Zahl der Eheschließungen seit 1950 tendenziell zurück (BiB-aktuell. Beilage zu BiB-Mitteilungen [Informationen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung], [1992] 4, S. 1). Diese Entwicklung ist zum einen zurückzuführen auf eine Zunahme der Singles, zum anderen auf eine Zunahme der nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Die Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften in der (alten) Bundesrepublik ist von 1972 bis 1988 um das sechsfache gestiegen, nämlich von etwa 140 000 auf etwa 820 000. Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Familien heute. Strukturen, Verläufe, Einstellungen, Stuttgart 1990, S. 21. – Zwischen 1972 und 1990 hat der Anteil der Ehepaare mit Kindern an allen Kernfamilien von gut 57 auf rund 51 Prozent abgenommen, dagegen ist der Anteil der Ehepaare ohne Kinder von knapp 34 auf 38 Prozent angewachsen (BiB-Mitteilungen, [1992] 3, S. 11); vgl. auch Rosemarie Nave-Herz, Kinderlose Ehen, Weinheim – München 1988.

8 Die Zahlen, die Bauschmid zitiert, stammen offensichtlich aus der Untersuchung von Bernhard Nauck, Familien und Betreuungssituationen im Lebenslauf von Kindern, in: Hans Bertram (Hrsg.), Die Familie in Westdeutschland, Opladen 1991, S. 389–428. Diese Untersuchung wurde 1988 durchgeführt (und dann 1991 veröffentlicht). Die familialen Lebensformen, um die es geht, betreffen den Zeitraum von 1970 bis 1987.

9 Im Jahr 1992 wurden im Westen Deutschlands 11,6 Prozent der Kinder nichtehelich geboren (Auskunft des Statistischen Bundesamts Wiesbaden, April 1994). Damit hat sich hier seit 1968 die Zahl mehr als verdoppelt (von 4,8 Prozent).

bei den ehelich geborenen Kindern hat sich kontinuierlich das Risiko erhöht, daß sie eine Eheauflösung der Eltern erleben¹⁰. *Drittens*: Demographische Statistiken, die familiäre Lebensverhältnisse abbilden, sagen nichts darüber aus, wie gewollt oder ungewollt, freiwillig oder unfreiwillig die Menschen in diesen Lebensverhältnissen leben. Sie sagen damit auch nichts darüber aus, welche Dynamik sich hinter diesen Zahlen verbirgt. Deshalb muß auch nach der subjektiven Bedeutung der objektiven Daten gefragt werden. Dann wird relevant, was einschlägige familiensoziologische Untersuchungen praktisch durchgängig zeigen¹¹: In vielen Partnerschaften werden teils offene, teils unterschwellige Auseinandersetzungen um häusliche Arbeitsteilung und den Lebensentwurf der Geschlechter geführt, wobei die traditionellen Arrangements noch immer überwiegen, aber gleichzeitig auf seiten der Frauen die Unzufriedenheit wächst. Kurz, unter der Oberfläche der Normalität wird ein erhebliches Konfliktpotential sichtbar.

Also: Ausblendung der nicht ins Normalitätsbild passenden Gruppen (der Ledigen, der Kinderlosen); Nichtberücksichtigung des zeitlichen Trends, der eine Abnahme der traditionellen Normalfamilie anzeigt (mehr nichteheliche Geburten, mehr Scheidungen); schließlich Nichtberücksichtigung des Konfliktpotentials, das in den sogenannten normalen Familien enthalten ist. Diesen drei Bestandteilen der Rechnung ist offensichtlich eines gemeinsam: Sie alle führen zu einem Bild, das die Kontinuitätsanteile betont und die des Wandels systematisch unterschätzt. Vorgeführt wird nicht Normalität, sondern Normalitätskonstruktion.

2. Umdefinition und Immunisierung

In einem Aufsatz mit dem Titel „Familie im Auflösungsprozeß?“ wendet sich der Familiensoziologe Laszlo Vascovics pointiert gegen Diagnosen, die Umbrüche im Bereich der Familie betonen. Er sieht hier nur längst bekanntes Krisengerede: „Krise und Auflösung der Familie wurden im Laufe der vergangenen zwei Jahrhunderte immer wieder ‚festgestellt‘ und prognostiziert.“ Und gezielt setzt er dagegen: Die „Familie als Kern- oder Gattenfamilie hat ihre Dominanz bis in unsere Gegenwart erhalten ... Im ... postulierten ‚ganz nor-

Im Osten wurde bereits 1968 jedes neunte Kind außerehelich geboren (11,4 Prozent). Im Jahr 1992 waren es mit 41,8 Prozent fast viermal so viele.

10 Vgl. B. Nauck (Anm. 8), S. 427.

11 Vgl. zusammenfassend Elisabeth Beck-Gernsheim, Arbeitsteilung, Selbstbild und Lebensentwurf. Neue Konfliktlagen in der Familie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, (1992) 2, S. 273–291.

malen Chaos der Liebe⁴ zeichnen sich weiterhin ganz klare und dominante Muster der Partnerschaften ab, die . . . in den meisten Fällen zu einer ganz normalen Familie führen.¹²

Für die Einschätzung dieser Diagnose ist es wichtig, wie Vascovcics die „ganz normale Familie“ definiert. Um es kurz zu machen: Er definiert praktisch alles hinein. Ob „mit oder ohne Trauschein, temporär oder lebenslänglich, einmalig oder sukzessiv“ – alles wird unterschiedslos unter den Begriff der Kernfamilie gefaßt. In diesem Bezugsrahmen werden auch die Alleinlebenden global als „partnerschaftsorientiert“ definiert, und zwar deshalb, weil sie nach Vascovcics eine eheliche oder nichteheliche Partnerschaft nicht prinzipiell ausschließen, teilweise auch anstreben. Zu den nichtehelichen Partnerschaften heißt es, die meisten seien „zumindest auf eine mittelfristige Perspektive angelegt“. Und sollten diese Paare sich trennen, so kann man doch annehmen, „daß sie früher oder später mit einem anderen Partner eine nichteheliche Lebensgemeinschaft eingehen werden“. Zwar wird ein Geburtenrückgang verzeichnet, aber auch der ändert nichts an der ganz normalen Familie: „Elternschaft als Lebensziel ist ungebrochen bedeutsam bei jungen Frauen und Männern.“ Erst recht lassen Entwicklungen wie späte Elternschaft nichts Neues erkennen: „Warum sollte . . . die späte Elternschaft anders bewertet werden als die frühere, die kürzere Dauer anders als die längere Familienphase? Es liegt in der Natur der Sache: Eine Familie wird im Laufe der Lebensgeschichte irgendwann gegründet und irgendwann aufgelöst.“¹³

Bei dieser Begriffswahl hat Vascovcics zweifellos recht: Die ganz normale Familie lebt und gedeiht. Dies freilich vor allem dank einer Serie von Umdefinitionen, in deren Verlauf das meiste systematisch beiseite geräumt wird, was bis vor kurzem den selbstverständlichen Kernbegriff von Ehe und Familie ausmachte (Trauschein, Verbindlichkeit, Dauer usw.). Wenn man alles wegläßt, was einen massiven Wandel signalisiert, dann gelangt man freilich zu dem Ergebnis, daß keiner stattgefunden hat. Es ist wie beim Wettlauf zwischen Hasen und Igel: Die ganz normale Familie ist immer schon da. Eine Widerlegung ist praktisch unmöglich, weil alles, was anders ausschaut, anders ausschauen könnte, einfach mit dazugezählt wird. Das ist, was man in der Wissenschaftstheorie als Immunisie-

rung bezeichnet: Erklärungen, die widerlegungsresistent sind, aber eben deshalb auch wenig aussagefähig.

Der Effekt ist, daß die zentralen Fragen systematisch ausgespart bleiben. Zum Beispiel: Es ist aus vorliegenden Untersuchungen durchaus bekannt, daß weiterhin die meisten Männer und Frauen Elternschaft als ein Lebensziel nennen. Interessant ist von daher die Frage: Warum wird in der jüngeren Generation dieses Ziel häufiger als früher *nicht* verwirklicht? Wo sind die Barrieren, die Widerstände? Oder haben andere Lebensziele heute mehr Anziehungskraft? – Ebenso ist kaum überraschend, daß die meisten Alleinstehenden nicht prinzipiell jede Partnerschaft ablehnen. Weitaus spannender ist: Warum leben sie in der *Praxis* allein? Welches sind hier die Widerstände bzw. konkurrierenden Ziele? – Gegen die Aussage, daß jede Familie irgendwann gegründet und irgendwann aufgelöst wird, ist wenig zu sagen. Sie ist ebenso richtig wie trivial. Aber durchaus nicht trivial ist: Wann wird die Familie gegründet, und vor allem auch, wie wird sie beendet, durch Tod oder durch Scheidung? Wie viele gründen noch eine Familie, wie viele lassen es bleiben, wie viele gründen mehrere Familien nacheinander?

Wenn man solche Fragen nicht stellt, statt dessen praktisch alle privaten Lebensformen unter dem Dach der „ganz normalen Familie“ versammelt (mit oder ohne Partner, mit oder ohne Trauschein, mit oder ohne Dauer, alles unterschiedslos), dann verschwimmen die Merkmale, die Konturen lösen sich auf. Ein Wandel? Ist qua Optik nicht vorgesehen, gerät deshalb auch nirgends ins Blickfeld. Die Diagnose steht vorgängig fest: „Nichts Neues unter der Sonne.“

II. Familie und Individualisierung: Stationen des historischen Wandels

Den Deutungen, die Kontinuität der Familie verkünden, soll im folgenden eine Perspektive gegenübergestellt werden, die bewußt die Anteile des Neuen ins Zentrum rückt. Und zwar wird, um das Neue greifbar zu machen, die Diskussion um Individualisierung zum Bezugsrahmen genommen. Damit wird der Blick zunächst einmal auf die historischen Veränderungen gelenkt, die sich im Lebenslauf des einzelnen ausmachen lassen. Individualisierung wird verstanden als ein historischer Prozeß, der den traditionellen Lebensrhythmus

12 Laszlo Vascovcics, Familie im Auflösungsprozeß?, in: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), Jahresbericht 1990, München 1991, S. 186–198; dort S. 186 und S. 197.

13 Ebd., S. 188–194; vgl. hierzu auch den Beitrag von Hans Bertram in diesem Heft.

von Menschen – das, was Soziologen Normalbiographie nennen – zunehmend in Frage stellt, ja tendenziell auflöst. In der Folge müssen immer mehr Menschen ihre Biographie selbst herstellen, inszenieren, zusammenbasteln – ohne den Kompaß fraglos vorgegebener Glaubenssätze, Werte und Regeln, dafür freilich im Netzwerk der institutionellen Kontrollen und Zwänge, die die Moderne kennzeichnen (Sozialstaat, Arbeitsmarkt, Bildungssystem usw.)¹⁴. Pointiert zusammengefaßt: Aus Normalbiographie wird Bastel-Biographie. Wenn man diese Diagnose auf den Bereich der Familie überträgt – was folgt dann daraus? Wie ist das Verhältnis von Familie und Individualisierung zu begreifen, und vor allem, was ist das Neue daran?

1. Zwang zur Solidarität

Es empfiehlt sich, zum Einstieg mit einem Blick auf die vorindustrielle Familie zu beginnen. Diese war, wie sozialhistorische Studien durchgängig zeigen, vor allem eine Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft. Darin hatten Männer und Frauen, Alte und Junge einen je eigenen Platz und Aufgabenbereich. Aber gleichzeitig waren ihre Tätigkeiten eng aufeinander abgestimmt und bezogen, einem gemeinsamen Ziel unterstellt, nämlich dem Erhalt von Hof bzw. Handwerksbetrieb. Von daher waren die Familienmitglieder zumeist ähnlichen Erfahrungen und Bemühungen ausgesetzt (Rhythmus der Jahreszeiten, Ernte, Unwetter usw.), durch gemeinsame Anstrengungen verbunden. Es war also eine enge Gemeinschaft, in der freilich wenig Raum blieb für persönliche Neigungen, Gefühle, Motive. Nicht die Einzelperson zählte, sondern die gemeinsamen Zwecke und Ziele. In diesem Sinne war die vorindustrielle Familie eine „Notgemeinschaft“, durch einen „Zwang zur Solidarität“¹⁵ zusammengehalten:

„Familie, Haus- und Dorfgemeinschaft machten den Besitz erst zu produktiven Gütern, ließen die vielen Mühen nicht ganz zur Sisyphusarbeit werden, ermöglichten halbwegs Wohlergehen und Sozialprestige und versprachen einige Sicherheit bei Not, Krankheit und im Alter. Ohne Einbindung in eine Familie, in Verwandtschaft und Dorfgemeinschaft war der Mensch nahezu ein Nichts, ein Ohnmächtiger und dazu noch ein sozial Degradierter... In

14 Zu einem Überblick über die aktuelle Individualisierungsdiskussion siehe Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten, Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt am Main 1994 (i. E.).

15 Peter Borscheid, *Zwischen privaten Netzen und öffentlichen Institutionen – Familienumwelten in historischer Perspektive*, in: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), *Wie geht's der Familie?*, München 1988, S. 271–280; dort S. 272f.

diesem Geflecht von Abhängigkeiten standen die materiellen Interessen der eigenen Familie, des Hofes und des Dorfes im Vordergrund, nicht die Freiheit des einzelnen. Auf Gedeih und Verderb war jeder an diese Gemeinschaft gefesselt; sie war ihm Rettungsanker und Bleigewicht zugleich.“¹⁶

Wie viele historische Dokumente bezeugen, waren auch damals die Familienmitglieder einander nicht nur in Zuneigung und Liebe verbunden, vielmehr gab es nicht selten Spannungen und Mißtrauen, auch Haß und Gewalt. Aber dennoch blieb als Grunderfahrung die der wechselseitigen Abhängigkeit; ihr hatten sich im Konfliktfall die persönlichen Wünsche wie Abneigungen unterzuordnen. Der Radius für individuelle Ausbruchsversuche war eng begrenzt. Eigene Wege zu gehen war (wenn überhaupt) nur möglich um den Preis hoher persönlicher Kosten. Man betrachte dazu folgendes historisches Beispiel einer Scheidung:

„Anfang des 18. Jahrhunderts erschienen im Gebiet Seine/Marne in Frankreich vor dem zuständigen Kriegsgericht zwei Leute: Jean Plicque, Weinbauer in Villenoy, und Catherine Giradin, seine Frau. Sieben Monate vorher hatten sie wegen absoluter Unverträglichkeit mühsam eine Trennung von Tisch und Bett durchgesetzt. Jetzt kommen sie wieder und erklären, daß es für sie nicht nur besser, sondern vor allem ‚viel vorteilhafter und nützlicher sei, sich zusammenzutun, als getrennt zu bleiben‘. Die Einsicht dieses Paares ist typisch für sämtliche ländlichen und städtischen Wirtschaften: Mann und Frau waren aufeinander angewiesen, weil und solange es jenseits der familialen Gesamtarbeit keine Nahrungs- und Erwerbsmöglichkeiten gab.“¹⁷

Mit der Industrialisierung kam der wesentliche historische Einschnitt: Die Familie verlor ihre Funktion als Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft, statt dessen begann ein neues Verhältnis – das zwischen Arbeitsmarkt und Familie. In einer ersten Phase waren es vorwiegend die Männer, die einbezogen wurden in außerhäusliche Erwerbsarbeit. Für sie galten nun die Imperative der Leistungsgesellschaft, wo nicht mehr die Gemeinschaft zählte, sondern die Einzelperson. Die Frauen dagegen wurden zunächst einmal auf Heim, Haushalt und Kinder, auf den sich neu herausbildenden Raum des Privaten verwiesen (so jedenfalls das Leitbild des aufstrebenden Bürgertums, das in Rechtsprechung, Bildungswesen, Philosophie usw. institutionell abgesichert wurde). Im Rahmen dieses Ge-

16 Ebd., S. 271f.

17 Gisela Bock/Barbara Duden, *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit*, in: *Frauen und Wissenschaft, Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*, Berlin 1977, S. 126.

schlechterverhältnisses, das vom Prinzip her auf eine „halbierte Moderne“¹⁸ angelegt war, ergab sich eine neue Form der wechselseitigen Abhängigkeit: Die Frau wurde abhängig vom Verdienst des Mannes; er wiederum brauchte, um zu funktionieren und einsatzbereit zu sein, ihre alltägliche Hintergrundarbeit und Versorgung. Der Zwang zur Solidarität, der die vorindustrielle Familie kennzeichnete, setzte sich in modifizierter Form fort.

2. Der Sozialstaat und die Logik individueller Lebensentwürfe

Ein neues Stadium in der Geschichte von Familie und Individualisierung begann, als der Sozialstaat ansatzweise entwickelt und allmählich ausgebaut wurde, also gegen Ende des 19. Jahrhunderts und vor allem ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Mit dem Ziel, die Härten des Marktes abzupuffern, wurden schrittweise Sicherungsleistungen verschiedenster Art eingeführt (Altersrente, Unfall- und Krankenversicherung usw.). Um mehr soziale Gerechtigkeit durchzusetzen, wurden für sozial schwächere Gruppen materielle Unterstützungen eingeführt (Sozialhilfe, Ausbildungsbeihilfe, Wohngeld, Bausparprämien usw.). Ein Ergebnis solcher Maßnahmen ist, daß der einzelne – auch dann, wenn er auf dem Arbeitsmarkt nicht oder nur eingeschränkt funktionsfähig ist – unabhängiger wird von der Familie, von Wohlwollen und persönlichen Gunstbeweisen. Wo kollektive Unterstützungsleistungen beginnen, wird ein Existenzminimum jenseits der Familie greifbar. Die einzelnen Familienmitglieder sind nicht mehr bedingungslos auf Einordnung und Unterordnung verwiesen, sie können im Konfliktfall auch ausweichen. Insgesamt wird die Logik individueller Lebensentwürfe gefördert, die Bindung an die Familie gelockert:

*„Insoweit der Staat Individuen zu Empfängern seiner Gaben macht und nicht die Familien, zu denen sie gehören, wird es wahrscheinlicher, daß Jugendliche mit Ausbildungsbeihilfen ihre Familien verlassen, daß größere Haushalte mehrerer Generationen sich aufspalten, daß erwerbstätige Verheiratete sich scheiden lassen. Indem der Staat ökonomische Restriktionen mindert, erhöht er individuelle Handlungschancen und individuelle Mobilität. Er erhöht damit aber auch die Wahrscheinlichkeit, daß sich der individuelle Lebenslauf aus kollektiven Kontexten herauslöst.“*¹⁹

18 Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main 1986, S. 179.

19 Karl Ulrich Mayer/Walter Müller, Lebensverläufe im Wohlfahrtsstaat, in: Ansgar Weymann (Hrsg.), Handlungs-

3. Frauen: der Anspruch und Zwang zum „eigenen Leben“ beginnt

Einen weiteren wichtigen Einschnitt bringt der Wandel der weiblichen Normalbiographie, der ebenfalls gegen Ende des 19. Jahrhunderts beginnt und sich vor allem ab den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts in beschleunigtem Tempo fortsetzt. Um die Entwicklung aufs knappste zusammenzufassen²⁰: Immer mehr Frauen werden durch Veränderungen in Bildung, Beruf, Familienzyklus, Rechtssystem usw. aus der Familienbindung zumindest teilweise herausgelöst; können immer weniger Versorgung über den Mann erwarten; werden – in freilich oft widersprüchlicher Form – auf Selbständigkeit und Selbstversorgung verwiesen. Das „subjektive Korrelat“ solcher Veränderungen ist, daß Frauen heute zunehmend Erwartungen, Wünsche, Lebenspläne entwickeln – ja entwickeln müssen –, die nicht mehr allein auf die Familie bezogen sind, sondern ebenso auf die eigene Person. Sie müssen, zunächst einmal im ökonomischen Sinn, ihre eigene Existenzsicherung planen, gegebenenfalls auch ohne den Mann. Sie können sich nicht mehr nur als „Anhängsel“ der Familie begreifen, sondern müssen sich zunehmend auch als Einzelperson verstehen mit entsprechend eigenen Interessen und Rechten, Zukunftsplänen und Wahlmöglichkeiten.

Im Ergebnis wird die Macht der Familie, vor allem die des Mannes, weiter beschränkt. Frauen sind heute nicht mehr, wie die meisten Frauen der Generationen zuvor, um der ökonomischen Existenzsicherung und des Sozialstatus willen auf Ehe verwiesen. Sie können – vielleicht nicht frei, aber doch freier als früher – entscheiden, ob sie heiraten oder allein bleiben wollen; und ob sie, wenn die Ehe nicht ihren Hoffnungen entspricht, gegebenenfalls lieber die Scheidung beantragen als dauernde Konflikte ertragen. Das heißt, auch in der weiblichen Normalbiographie setzt sich allmählich die Logik individueller Lebensentwürfe durch, der Zwang zur Solidarität wird weiter gebrochen.

Auf theoretischer Ebene wird diese Entwicklung inzwischen von der Frauenforschung aufgegriffen und thematisiert, womit neue Kategorien, Begriffe, Blickwinkel sich ausbilden. Wo die traditio-

spielräume. Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne, Stuttgart 1989, S. 58.

20 Zu einer ausführlicheren Darstellung siehe Elisabeth Beck-Gernsheim, Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“ – Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang, in: Soziale Welt, (1983) 3, S. 307–341.

nelle Familiensoziologie Familie immer als Einheit begriff, Homogenität der Interessen und Lebenslagen unterstellte, wird im Gegenzug jetzt die Differenz der Geschlechter herausgearbeitet. Wo früher nur „die Familie“ ins Blickfeld geriet, werden jetzt Männer und Frauen sichtbar, die je unterschiedliche Erwartungen und Interessen mit Familie verbinden, unterschiedliche Chancen und Belastungen erfahren, kurz: innerhalb der Familie zeigen sich jetzt die Konturen spezifisch männlicher und spezifisch weiblicher Lebensverläufe.

III. Individualisierung und die Inszenierung des Alltags

Als Ergebnis der historischen Entwicklung tritt also ein Trend in Richtung Individualisierung hervor. Er kennzeichnet zunehmend auch das Binnenverhältnis der Familienmitglieder, erzeugt dabei eine Dynamik eigener Art. Was sich nun abspielt, soll im folgenden an Beispielen analysiert werden. Vorweg auf ein Stichwort zusammengefaßt: eine „Inszenierung des Alltags“ setzt ein. Um die auseinanderstrebenden Einzelbiographien zusammenzuhalten, wird immer mehr Abstimmung nötig. Familie wird auf vielen Ebenen zum alltäglichen „Balanceakt“²¹, zum dauernden „Bastel“-Projekt²². Die Folge ist, daß sich der Charakter des Familienalltags allmählich verändert. Wo man früher auf eingespielte Regeln und Muster zurückgreifen konnte, werden jetzt mehr und mehr Entscheidungen fällig. Immer mehr muß ausgehandelt, geplant, in eigener Regie hergestellt werden. Nicht zuletzt rücken auch Fragen der Ressourcenverteilung, der Gerechtigkeit zwischen den Familienmitgliedern ins Zentrum: Welche Belastungen sind wem zuzumuten? Wer hat welche Kosten zu tragen? Welche Ansprüche haben Vorrang, wessen Wünsche müssen zurückgestellt werden?

1. Divergierende Zeitrhythmen und Aufenthaltsorte

In der vorindustriellen Gesellschaft waren es die Anforderungen der familialen Arbeits- und Wirt-

21 Maria S. Rerrich, *Balanceakt Familie*. Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen, Freiburg 1988.

22 Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim, *Nicht Autonomie, sondern Bastel-Biographie*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, (1993) 3, S. 178–187; Ronald Hitzler/Anne Honer, *Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung*, in: U. Beck/E. Beck-Gernsheim (Hrsg.) (Anm. 14).

schaftsgemeinschaft, die direkt den Ablauf des Alltags vorgaben. Da Hof oder Handwerksbetrieb den zentralen Ort des Geschehens darstellten, bewegten sich die Familienmitglieder meist innerhalb eines überschaubaren Radius. Da die Verteilung der anfallenden Aufgaben seit Generationen eingeübt war, folgte sie einem vertrauten Rhythmus, war zeitlich eng abgestimmt und koordiniert.

Im krassen Gegensatz dazu steht der Ablauf des Familienalltags, der die hochindustrialisierten Gesellschaften kennzeichnet. Die meisten Männer sind außerhäuslich berufstätig, immer mehr Frauen sind es auch. Die Kinder gehen zur Schule, verbringen immer mehr Freizeit im Rahmen organisierter, wiederum außerhäuslicher Aktivitäten (z. B. Sportverein, Malkurs, Musikunterricht), in den neuen Formen der quer über die Stadt verteilten „verinselten Kindheit“²³. Der Alltag der Familienmitglieder findet also nicht mehr an einem gemeinsamen Ort statt, sondern ist auf ganz unterschiedliche geographische Punkte verteilt. Erst recht gibt es nicht mehr einen gemeinsamen zeitlichen Rhythmus, statt dessen die Vorgaben der verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen, die strukturierend in den Familienalltag eingreifen – also die Zeitregelungen von Kindergarten, Schule und Jugendorganisationen, die beruflichen Arbeitszeiten von Mann und Frau, die Öffnungszeiten der Geschäfte, die Fahrpläne der öffentlichen Verkehrsmittel usw. Vor allem die Flexibilisierung der beruflichen Arbeitszeiten greift direkt in den Familienalltag ein, gibt zeitliche Bedingungen vor – und zwar immer mehr in wechselnden und unregelmäßigen Formen, die nicht den Anforderungen des Zusammenlebens (also Kontinuität, Stabilität, wechselseitige Abstimmbarkeit) entsprechen.

Heute haben nur noch 27 Prozent aller ArbeitnehmerInnen in der (alten) Bundesrepublik Deutschland ‚normale‘ Arbeitszeiten. Die anderen drei Viertel leisten Wochenend- oder Schichtarbeit, haben regelmäßige Überstunden oder „normale“ verlängerte Arbeitszeiten, sind von Kurzarbeit, Arbeit auf Abruf oder sonstigen Formen flexibler Arbeitszeitgestaltung betroffen, sind teilzeitbeschäftigt usw. Für viele Beschäftigte gelten mehrere dieser Merkmale (z. B. Wochenend- und Schichtarbeit) gleichzeitig. Die Ausnahme ist heute derjenige, der in seiner Lebensführung unserer Normalvorstellung entspricht: der jeden Tag morgens um sieben aus dem Haus geht und abends

23 Siehe hierzu Helga Zeiher, *Kindheitsträume*. Zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit, in: U. Beck/E. Beck-Gernsheim (Hrsg.) (Anm. 14).

nach einem Achtstundentag nach Hause kommt, immer im gleichen Rhythmus Montag bis Freitag, Monat für Monat, Jahr für Jahr²⁴.

Entsprechend schwierig wird es, die Fäden der verschiedenen Tagesabläufe noch zu verknüpfen. „Zusammenfügen, was auseinanderstrebt“²⁵ heißt die Devise. Familienalltag wird derart zum „Puzzle“²⁶ – freilich nicht Spiel. Immer wieder von neuem müssen die einzelnen Bestandteile, die zeitlichen und örtlichen Arrangements gesammelt, verglichen, abgestimmt werden. Dies belegen eindringlich die Ergebnisse einer detaillierten empirischen Untersuchung²⁷: Die Lebensbereiche der einzelnen Familienmitglieder mit ihren unterschiedlichen Rhythmen, Aufenthaltsorten und Anforderungsstrukturen passen nur selten von sich aus zusammen. Viel häufiger ergeben sich Unstimmigkeiten und in der Folge viele Versuche des Ausgleichens und Ausbalancierens. Ein aufeinander abgestimmter Alltag als Familie ist demnach eine „voraussetzungsvolle Leistung“²⁸, die einen Jongleur der Terminpläne, einen Familien-Koordinator verlangt. Es sind in der Regel die Frauen, die diese Leistung erbringen, unter erheblichem physischen und psychischen Aufwand, oft unter Einsatz ganzer Netze von Mithelferinnen (Oma, Au-pair-Mädchen, Tagesmutter usw.). So wird in wachsendem Maß Planen, Organisieren, Delegieren gefordert, Familie wird zum Kleinunternehmen: „Elemente von Rationalisierung und kalkulatorische Überlegungen ziehen in das Privatleben ein.“²⁹ Meine, deine, unsere Zeit wird zum Thema, der Kampf um eigene Zeit versus die Suche nach gemeinsamer Zeit. Nicht selten kommt es dabei zu Irritationen und widerstreitenden Ansprüchen, vor allem zwischen Männern und Frauen: Wer übernimmt was, wann und wie lange? Wessen Zeitbedürfnisse gehen vor? Wer hat wann frei?

2. Freie Partnerwahl

Wenn in der vorindustriellen Gesellschaft ein Mann und eine Frau die Ehe eingingen, so gab es zwischen ihnen fast immer ein relativ breites

24 Vgl. Maria S. Rerrich, Zusammenfügen, was auseinanderstrebt: Zur familialen Lebensführung von Berufstätigen, erscheint in: ebd.

25 Ebd.

26 Maria S. Rerrich, Puzzle Familienalltag: Wie passen die einzelnen Teile zusammen?, in: Jugend und Gesellschaft, (1991) 5/6.

27 Vgl. Karin Jurczyk/Maria S. Rerrich (Hrsg.), Die Arbeit des Alltags, Freiburg 1993.

28 Maria S. Rerrich, Gemeinsame Lebensführung: Wie Berufstätige einen Alltag mit ihren Familien herstellen, in: ebd., S. 311.

29 Ebd., S. 322.

Repertoire an Gemeinsamkeiten, an selbstverständlich geteilten Erfahrungen, Werthaltungen, Lebensweisen usw. Denn zum einen waren damals die Lebenswelten weit geschlossener als heute, und zum anderen war der Radius der Heiratsmöglichkeiten eng durch die Kriterien der Herkunft begrenzt (von Stand und Besitz bis zu ethnischer Zugehörigkeit und Religion). Demgegenüber ist die alltägliche Lebenswelt heute viel stärker durchmischt, Menschen aus unterschiedlichen Milieus, Schichten, Regionen begegnen einander – und manche von ihnen heiraten auch. Denn die früher vorhandenen Barrieren (von rechtlichen Restriktionen bis zum Widerstand des Familienverbandes) sind zwar nicht völlig verschwunden, aber sie sind doch weit weniger mächtig als früher: Das Prinzip der freien Partnerwahl setzte sich durch. Deshalb sind diejenigen, die sich heute (mit oder ohne Trauschein) verbinden, qua Herkunft oft weiter voneinander entfernt. Oder wie es Peter L. Berger/Hansfried Kellner in einem klassisch gewordenen Aufsatz beschreiben: Kennzeichen der modernen Partnerwahl ist, daß zwei Fremde einander begegnen.

„Die Ehe ist in unserer Gesellschaft ein dramatischer Vorgang, bei dem zwei Fremde aufeinandertreffen und sich neu definieren... (Dabei beinhaltet) der Begriff ‚Fremde‘ natürlich nicht, daß die Ehepartner aus stark unterschiedlichen Gesellschaftsschichten stammen – tatsächlich zeigen die Daten auf, daß das Gegenteil der Fall ist. Die Fremdheit beruht vielmehr auf der Tatsache, daß sie, anders als die Heiratskandidaten früherer Gesellschaftsformationen, aus unterschiedlichen ‚face-to-face‘-Bereichen kommen...“³⁰

Die Ehebeziehung gewinnt damit neue Bedeutung, erfährt freilich auch neue Belastungen. Denn das, was die große Chance der persönlich gewählten Gemeinsamkeit ist, die Schaffung einer gemeinsamen Welt jenseits der Vorgaben von Familie, Verwandtschaft und Sippe, fordert den beiden Beteiligten auch enorme Eigenleistungen ab. Im modernen Heiratssystem dürfen die Partner nicht nur, nein: sie *müssen* auch ihre Gemeinsamkeit selber entwerfen.

„Früher waren Ehe und Familie fest in einem Netz von Beziehungen verankert, die sie mit der größeren Gemeinschaft verbanden... Es gab nur wenige Schranken zwischen der Welt der Einzelfamilie und der der größeren Gemeinschaft... Ein und dasselbe soziale Leben pulsierte durchs Haus, Straßen

30 Peter L. Berger/Hansfried Kellner, Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit, in: Soziale Welt, (1965) 3, S. 220–235; dort S. 222.

und Gemeinde... In unserer Gegenwartsgesellschaft hingegen konstituiert jede Familie ihre eigene segregierte Teilwelt... Diese Tatsache erfordert einen viel größeren Einsatz der Ehepartner. Ungleich früheren Zeiten, in denen die Gründung einer neuen Ehe nur einen Zuwachs an Differenzierung und Komplexität zu einer bereits bestehenden sozialen Welt bedeutete, finden sich die Ehepartner heute vor der oftmals schwierigen Aufgabe, sich ihre eigene private Welt, in der sie leben werden, selbst zu schaffen.³¹

3. Multikulturelle Familien

Dies gilt um so mehr für binationale bzw. bikulturelle Paare, wo die Beteiligten aus unterschiedlichen Ländern oder Kulturkreisen kommen. Solche Verbindungen hat es zwar auch in früheren Epochen gegeben, doch ist zur Gegenwart hin ihre Zahl deutlich gestiegen. Durch Arbeitsmigration, politische Umbrüche und politische Verfolgung, durch Freizeittourismus und Auslandsaufenthalte für Ausbildung und Beruf: Bereits jede achte Ehe, die heute in den alten Bundesländern geschlossen wird, ist eine gemischt-nationale³². Was Berger/Kellner als Kennzeichen der Ehe in der Moderne beschreiben, gilt hier in gesteigertem Maß: In gemischt-nationalen Ehen sind die Fremden „fremder und die Unterschiede der Sozialisationserfahrungen größer“³³.

Nun müssen in jeder Ehe unterschiedliche Lebensweisen, Werte, Denkweisen, Kommunikationsformen, Rituale und Alltagsroutinen zu einer Ehe- und Familienwelt zusammengefügt werden. Im Fall der binationalen/bikulturellen Ehe heißt dies, die beiden Beteiligten müssen die „Konstruktion einer neuen interkulturellen Wirklichkeit“³⁴ leisten, eine „interkulturelle Lebenswelt“ bzw. „binationale Familienkultur“³⁵ schaffen. Sie bewegen sich in einem Raum, der kaum vorstrukturiert ist, da zwei unterschiedliche Welten zusammentreffen. In dieser Situation, für die es weder eine Vorberei-

tung noch spezifische Regeln gibt, müssen die Partner ihre eigenen Arrangements entwickeln³⁶.

Vieles, was sich sonst mehr bis minder selbstverständlich einspielt, ohne alle Fragen einfach geschieht, muß hier entschieden, abgewogen, ausgewählt werden: Wo wollen wir leben, in deinem Land oder in meinem, vielleicht auch in einem dritten, wo keiner den Heimvorteil hat? Wollen wir für immer hier bleiben oder später in dein Heimatland ziehen? Wer hat wo welche Chancen, wer muß wo welche Belastungen tragen, wer lebt wo ungeschützt, was Rechtsstatus, Arbeitsmarkt, Alterssicherung angeht? In welcher Sprache findet die Verständigung statt, in deiner oder in meiner, vielleicht auch in einer dritten, vielleicht je nach Gelegenheit wechselnd? Welche Feste und Feiertage wollen wir feiern, wie halten wir's mit Familienbesuchen und dem weitverzweigten Familienverband, wie mit der Arbeitsteilung in der Familie? Mit welchen Erziehungsnormen sollen die Kinder aufwachsen, wollen wir sie in deiner Religion erziehen oder in meiner, mit deiner Sprache oder mit meiner? Welche Vornamen wollen wir wählen, an welche Herkunft wollen wir damit erinnern?

Für all diese Entscheidungen gibt es, wie gesagt, keine Vorbilder. Jedes Paar geht seinen eigenen Weg, sucht seine eigenen Formen. Ob sie sich dazu entschließen, ganz der einen Kulturtradition zu folgen oder ganz der anderen; ob sie Mischformen suchen, Elemente aus beiden Traditionen zusammenmischen; ob sie mehrfach probieren, vielleicht auch flexibel wechseln³⁷ – dies alles hängt ab von der persönlichen Lebensgeschichte, dem gegenwärtigen Aufenthaltsort und den zukünftigen Plänen, auch von den kulturellen Präferenzen und Diskriminierungen der jeweiligen Umwelt. So lebt jedes binationale Paar seine eigene Geschichte, seine ganz eigene Version der binationalen Familienkultur.

Nicht zuletzt hat auch jeder der beiden Partner seine je eigene Geschichte. Wer aus einem anderen Land kommt, ist hier der/die „Fremde“. Je nach Herkunftsland und Biographie hat er vielleicht Armut und Hunger erlebt, vielleicht Flucht, Verfolgung und Folter, kurz: er ist durch ganz andere Erfahrungen und Ängste gegangen als die Menschen seiner neuen Umgebung. Er/sie lebt (mehr bis minder weitgehend) abgeschnitten von seinen eigenen kulturellen Wurzeln, seiner Sozialisationsgeschichte, seiner Sprache. Er/sie lebt

31 Ebd., S. 225.

32 So die neuesten verfügbaren Zahlen, die aus dem Jahr 1992 stammen (Basis: Auskunft des Statistischen Bundesamts Wiesbaden, April 1994). Sie verweisen auf eine schnelle Zunahme dieser Ehen – noch in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre war erst jede zwölfte Ehe, die in der Bundesrepublik Deutschland geschlossen wurde, eine gemischt-nationale. Vgl. hierzu Donata Elschenbroich, Eine Familie – zwei Kulturen, in: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), Wie geht's der Familie?, München 1988, S. 364.

33 Irene Hardach-Pinke, Interkulturelle Lebenswelten. Deutsch-japanische Ehen in Japan, Frankfurt am Main 1988, S. 116.

34 Ebd., S. 217.

35 Petra M. Scheibler, Binationale Ehen, Weinheim 1992, S. 87ff.

36 Vgl. ebd., S. 45.

37 Vgl. ebd., S. 44ff.

(wenn Ausdrucksweisen, Gebärden, äußere Erscheinung auffallen) mit dem Stigma des „Anderen“³⁸. Er/sie erfährt demütigende Behandlung und Mißtrauen von seiten der Gerichte und Ämter, auch bei Vermietern und Arbeitgebern. Er/sie lebt ungeschützt, wenn der rechtliche Status unsicher ist, Entzug der Arbeitserlaubnis, vielleicht gar Abschiebung drohen. Von all dem bleibt der deutsche Partner zwar nicht unberührt, aber er ist dennoch in der vergleichsweise sicheren Position, indirekter betroffen, kann sich auch eher zur Wehr setzen. Dabei ist durchaus offen, was Angriffe von außen für die Dynamik der Paarbeziehung bedeuten – sie mögen das eine Paar in die Zerreißprobe treiben, das andere um so stärker verbinden. Aber davon unabhängig gilt, daß das Verhältnis innerhalb der Paarbeziehung, strukturell gesehen, ein typisches Gefälle aufweist: Der eine ist mehr ausgesetzt als der andere. Dadurch entstehen unterschiedliche Lebenslagen zwischen den Partnern. Ein Ungleichgewicht – mehr bis minder ausgeprägt – der Chancen und Gefährdungen besteht.

Schließlich bringt die binationale/bikulturelle Ehe für die beiden Beteiligten auch eine Konfrontation mit ihrer je eigenen Herkunft, bis hin zu einem paradoxen Effekt: Wer in der Beziehung zum ausländischen Partner auch den Reiz des „Anderen“ suchte, entdeckt mit einem Mal die „deutschen“ Anteile im eigenen Ich. „Man erlebt, wie tief das eigene Wertsystem verankert ist, ja, man erlebt es in mancher Hinsicht zum ersten Mal.“³⁹ Insbesondere der Blick auf die Zukunft der Kinder läßt Erinnerungen aufsteigen, bringt eine Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit, Sozialisation und Geschichte, mit den eigenen Wertvorstellungen und Wünschen – mit der eigenen Identität. Im Verlauf der binationalen Ehe stellt sich die Frage „Wer bin ich, was will ich?“ neu, führt zu Entscheidungen der Art: Was will ich bewahren, was kann ich aufgeben, was ist mir wichtig?

4. Scheidung und Scheidungsfolgen

Im Lauf des 20. Jahrhunderts ist die Zahl der Scheidungen drastisch gestiegen. Nach einschlägigen Schätzungen wird in der Bundesrepublik Deutschland gegenwärtig fast jede dritte Ehe geschieden, in den USA jede zweite⁴⁰, und in wach-

sender Zahl sind auch Kinder betroffen. Eine deutsche Untersuchung, die 1960 geborene Kinder mit 1980 geborenen Kindern vergleicht, kommt zu folgendem Ergebnis: „In den zwanzig Jahren hat sich das Risiko, im Kindesalter von einer Ehelösung der Eltern betroffen zu werden, mehr als verdreifacht.“⁴¹

Wo das Ereignis Scheidung eintritt, entwickeln sich die Lebenslagen – von Männern und Frauen, Eltern und Kindern – in unterschiedliche Richtungen. Zunächst einmal im direkt geographischen Sinn: Einer zieht aus (fast immer der Mann), in eine andere Wohnung, vielleicht auch in eine andere Stadt (um einen neuen Anfang zu machen). Zurück bleiben Frauen und Kinder, aber in der Folge ziehen nicht selten auch sie um (in eine billigere Wohnung, in die Nähe der Großeltern usw.), das heißt dann Wechsel der Umgebung, der Schule, der Nachbarn. Erst recht entstehen neue ökonomische Lagen, in der Regel ein Einkommensgefälle, im Ausmaß differierend je nach den rechtlichen Regelungen der jeweiligen Länder: In den USA sinkt der Lebensstandard von Frauen und Kindern drastisch ab, dagegen kann sich der der Männer nicht selten verbessern (weil sie oft keinen Unterhalt zahlen)⁴². In Deutschland herrscht eher eine Umverteilung des Mangels, auch die Männer haben meist finanzielle Einbußen zu tragen, aber auch hier sind Frauen und Kinder meist deutlich schlechter gestellt⁴³.

Darüber hinaus wird nach der Scheidung auch eine neue Alltagsorganisation nötig. Sie muß ausgehandelt, nicht selten erkämpft werden zwischen denen, die vorher ein Paar waren: Wer bekommt die Wohnung, welche Teile des Hausrats, welche Erinnerungsstücke? Wieviel Unterhalt muß gezahlt werden für wen? Und vor allem, wer bekommt die Kinder, wie soll das Sorgerecht aussehen? Mann versus Frau: Ansprüche und Forderungen werden geltend gemacht, Rechte und Pflichten umverteilt. Neue Vereinbarungen werden gesucht, oft auch erstritten. Statt gemeinsamen Alltags und gemeinsamer Wohnung nun Separatzeiten, Besuchsregelungen genannt, für den Vater. Wann darf er kommen, wie lange? Wieviel Kind steht ihm zu an Wochenenden, Feiertagen und

Scheidungshäufigkeit in den USA s. Andrew J. Cherlin, *Marriage, Divorce, Remarriage*, Cambridge/USA 1992, S. 7 und S. 24.

41 B. Nauck (Anm. 8), S. 427.

42 Vgl. A. J. Cherlin (Anm. 40), S. 73 f.

43 Vgl. Doris Lucke, *Die Ehescheidung als Kristallisationskern geschlechtsspezifischer Ungleichheit*, in: Peter A. Berger/Stefan Hradil (Hrsg.), *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*, Göttingen 1990, S. 363–385.

38 Vgl. hierzu Erving Goffman, *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt am Main 1967.

39 D. Elschenbroich (Anm. 32), S. 368.

40 Für aktuelle Zahlen zur Scheidungshäufigkeit in Deutschland vgl. BiB-Mitteilungen, (1993) 3, S. 13; zur

Ferien? Und im Extremfall holt man/frau sich das Kind mit Gewalt: Auch die Zahl der Kindesentführungen steigt.

Familietherapeuten, Scheidungsanwälte und Richter erleben tagtäglich, wie in der Nach-Scheidungs-Phase zwischen Expartnern Verletzung und Bitterkeit, Wut und Haß eskalieren. Aber auch wenn das Trennungsgeschehen vernünftig und friedlich verläuft, wird durch den Akt der Scheidung unweigerlich ein neues Verhältnis zwischen Mann, Frau und Kindern konstituiert. Viel deutlicher als zuvor stehen sich jetzt Einzelpersonen gegenüber, wollen je eigene Interessen und Lebenswege, Wünsche und Rechte behaupten. Die Expartner haben nicht nur differierende Zukunftsvorstellungen, sondern auch differierende Bilder von der früheren gemeinsamen Zeit, vielfach auch differierende Schuldzuweisungen und Wahrnehmungsmuster (er hat schon immer mit anderen Frauen geflirtet, sie hat immer das Geld rausgeworfen).

Dazwischen stehen die Kinder⁴⁴. Sie haben in dieser Situation ihre eigenen Wünsche: Wie Untersuchungen zeigen, hoffen die meisten, daß die Eltern sich wieder versöhnen. Aber vergeblich – die Eltern gehen ihren eigenen Weg, auch gegen die Wünsche der Kinder. Diese müssen nun lernen, mit gespaltenen Loyalitäten zu leben. Wo Kämpfe ausgefochten werden um ihren Verbleib, werden vor Gericht auch die Kinder befragt, ob sie bei der Mutter oder beim Vater leben wollen; wie behutsam auch immer man vorgeht, hier wird dem Kind eine Aussage gegen den einen oder anderen abverlangt (und in den weniger behutsamen Fällen erlebt das Kind direkte Beeinflussungsversuche und Manöver der Eltern). Wo Besuchsregelungen durchgesetzt werden, aber die Expartner von ihren Verletzungen nicht loslassen können, werden die Kinder in den Nach-Scheidungskampf einbezogen, werden ausgehört über den Lebensstil und den Neuen/die Neue des Partners, mit Verwöhnung bestochen, als Informationsträger zwischen den feindlichen Fronten benutzt. Hinzu kommen weitere Trennungseignisse: In einigen Familien werden die Kinder aufgeteilt zwischen den Eltern, also auch die Geschwister auseinanderdividiert. Weit aus häufiger bricht nach der Scheidung die Beziehung zum Vater schnell ab, er verschwindet aus dem Gesichtskreis der Kinder. Auch die Bezie-

hung zu den Großeltern väterlicherseits wird dünner, gestaltet sich schwierig, wird von der Mutter zum Teil auch bewußt unterbunden, um alle Bezüge zum Vater zu tilgen⁴⁵.

Umstritten ist, was solche Ereignisse für die heranwachsenden Kinder bedeuten. Nach manchen wissenschaftlichen Untersuchungen sind Kinder empfindlich und verletzlich, tragen oft lebenslange Störungen davon, wenn frühe Bindungen abgekoppelt werden⁴⁶. In anderen Interpretationen erscheinen Kinder eher flexibel, robust, durchaus anpassungsfähig; demnach ist zwar die Nach-Scheidungs-Phase eine Zeit dramatischer Krisen, aber in der Regel erholen die Kinder sich wieder, richten sich in den neuen Bedingungen ein⁴⁷. Vielleicht sind beide Interpretationen zwar nicht ganz falsch, aber auch nicht ganz richtig, vielleicht bleiben beide zu eng. Ich möchte hier, den bisherigen Überlegungen folgend, eine dritte Deutung vorschlagen. Demnach beinhaltet die Serie von Trennungseignissen eine Sozialisation eigener Art – auf den Kern zusammengefaßt: eine individualistische Botschaft. Wenn es Kindern gelingt, sich mit wechselnden Familienformen zu arrangieren, so heißt dies, sie müssen lernen, Bindungen aufzugeben, mit Verlust fertig zu werden. Sie lernen früh, was Verlassenwerden und Abschied bedeuten. Sie erfahren, daß die Liebe nicht ewiglich währt, daß Beziehungen enden, daß Trennung ein Normalereignis im Leben darstellt.

5. Fortsetzungsehen und Wahlverwandtschaften

Nun heiraten viele der Geschiedenen wieder oder leben ohne Trauschein zusammen, wobei der neue Partner oft selbst schon verheiratet war, vielleicht auch eigene Kinder mitbringt. In der Folge wachsen immer mehr Kinder mit einem „nicht-biologischen“ Elternteil auf. Betrachtet man solche Stieffamilien genauer, so fällt zunächst einmal auf, daß sie in gewissem Sinn eine Version der bikulturellen Familie darstellen. Sie sind, so der Befund einer einschlägigen Studie, ein „interessantes Beispiel für die Verknüpfung und Mischung von Organisationen. Sie binden zwei Familienkulturen zu einem gemeinsamen Haushalt zusammen.“⁴⁸ Auch hier gilt: Es müssen differierende Werte, Regeln, Routinen, differierende Erwartungen und Alltagsabläufe ausgehandelt und abgestimmt werden – von

44 Zur Situation der Kinder vgl. z.B. A.J. Cherlin (Anm. 40); Frank F. Furstenberg/Andrew J. Cherlin, *Divided Families. What Happens to Children when Parents Part*, Cambridge/USA 1991; Judith Wallerstein/Sandra Blakeslee, *Gewinner und Verlierer – Männer, Frauen, Kinder nach der Scheidung*, München 1989.

45 Vgl. Andrew J. Cherlin/Frank F. Furstenberg, *The New American Grandparent*, New York 1986, Kapitel 6: Grandparents and Divorce, S. 136ff.

46 Vgl. J. Wallerstein/S. Blakeslee (Anm. 44).

47 Vgl. A.J. Cherlin (Anm. 40); F. F. Furstenberg/A.J. Cherlin (Anm. 44).

48 F.F. Furstenberg/A.J. Cherlin (Anm. 44), S. 83.

Tischmanieren und Taschengeld bis zu Fernseh-
auswahl und Schlafenszeiten. Darüber hinaus wan-
dern manche der Kinder besuchsweise zwischen
ihren verschiedenen Familienwelten, zwischen
dem sorgeberechtigten „Alltags-Elternteil“ mit-
samt neuem Partner und dem nicht-sorgeberech-
tigten „Wochenend-Elternteil“ mit ebenfalls neuer
Familie. Unter diesen Bedingungen entstehen
Querverbindungen und komplexe Beziehungs-
netze, kurz: komplizierte Verhältnisse, die sich nur
noch in verzweigten Diagrammen abbilden lassen.
„Heirats- und Scheidungsketten“⁴⁹, „Fortsetzungs-
sehen“⁵⁰, „Mehrelternfamilien“⁵¹, „Patchwork-
Familien“ – all dies sind Begriffe, um die neuen
Familienformen faßbar zu machen. Freilich ist da-
bei ein entscheidendes Merkmal, daß gar nicht
mehr klar ist, wer zur Familie gehört. Eine einheit-
liche Definition gibt es nicht mehr, sie ist im
Rhythmus der Trennungen und Neuverbindungen
irgendwo untergegangen. Statt dessen hat jetzt
jeder der Beteiligten seine eigene Definition, wer
zu seiner/ihrer Familie gehört: Jeder lebt seine
eigene Version der Patchwork-Familie⁵².

In dieser Konstellation sind es nicht mehr die tradi-
tionellen Zurechnungsregeln (Abstammung und
Heirat), die Verwandtschaft konstituieren. Ent-
scheidend ist vielmehr, ob die sozialen Beziehun-
gen, die daraus entstanden, auch in der Nach-
Scheidungs-Situation fortgesetzt werden. Wo diese
sozialen Beziehungen abgebrochen werden oder
allmählich versickern, da ist es am Ende auch mit
der Verwandtschaft vorbei. Was sich in anderen
Familienkonstellationen der Moderne ansatzweise
zeigt, tritt hier ganz deutlich hervor: Das Aufrecht-
erhalten der Beziehung ist kein selbstverständ-
licher Akt mehr, sondern eine freiwillige Hand-
lung. In der Nach-Scheidungs-Situation sortieren
sich die Familienverhältnisse neu, den Gesetzen
der persönlichen Zuneigung folgend: Sie nehmen
den Charakter von „Wahlverwandtschaften“ an.
Da diese nicht mehr schicksalhaft vorgegeben sind,
bedürfen sie in stärkerem Maße der Eigenleistung,
der aktiven Pflege. Wie eine Studie über Patch-
work-Familien feststellt: „From the huge universe
of potential kin, people actively create kin by

establishing a relationship – by working at becom-
ing kin. And they have wide latitude in choosing
which links to activate.“⁵³ Manche der angeheira-
teten Verwandten aus der Erstehe gehören weiter-
hin „zur Familie“, manche der qua Zweitehe ange-
heirateten Verwandten kommen hinzu, andere
bleiben draußen oder fallen heraus.

Was am Ende herauskommt, steht nicht von vorn-
herein fest. Denn wo gewählt wird, immer mehr
persönliche Präferenzen zum Maßstab werden,
zieht jede Person ihre eigenen Grenzen. Selbst
Kinder, die im selben Haushalt aufwachsen, haben
jetzt nicht mehr notwendigerweise dieselbe Defini-
tion dessen, wer zur Verwandtschaft gehört⁵⁴. Das
alles zusammengenommen bedeutet, die Fortset-
zungsehe „vergrößert die Beweglichkeit unseres
Verwandtschaftssystems, das jetzt schon die indivi-
duelle Entscheidungsfreiheit stärker betont als ge-
genseitige Verpflichtungen“⁵⁵. Das Ergebnis stellt
alle Beteiligten vor neue Fragen, setzt neue Ent-
scheidungsprozesse in Gang: Neue Solidaritäts-
und Loyalitätsregeln werden nötig.

*„Es wird außerordentlich interessant sein, Verände-
rungen der relativen Stärke blutsverwandtschaft-
licher und durch (Wieder-)Verheiratung hergestell-
ter Bindungen in den Familien zu beobachten,
deren Mitgliederkreis sich durch aufeinanderfol-
gende Heiraten vergrößert hat. Wie etwa werden
Großeltern ihr Erbe aufteilen zwischen biologischen
Enkeln, die sie kaum kennen, Stiefenkeln, die sie
früh im Leben bekamen, oder Stiefenkeln, die sie
über ihre zweite Ehe erhielten und die geholfen ha-
ben, sie im Alter zu pflegen? Sind biologische Väter
eher dazu verpflichtet, ihre biologischen Kinder, die
von einem Stiefvater großgezogen wurden, auf ein
College zu schicken, als ihre Stiefkinder, die sie
selbst erzogen haben?“⁵⁶*

Wo sich solche Beziehungsnetze konstituieren,
bringt Scheidung für die Kinder im Nettoeffekt
eher eine Ausdehnung der Verwandtschaftsgren-
zen als eine Verengung. Allerdings verändert sich
unter der Hand der Charakter der Bindungen:
Diese werden, da nicht mehr selbstverständlich,
nun dünner, fragiler, mehr von persönlichem Zu-
tun, auch von äußeren Umständen (z.B. Orts-
wechsel) abhängig. Diese Bindungsform enthält
Chancen, aber auch Risiken eigener Art. Auf der
einen Seite ist der Nutzen von schwachen Bindun-
gen, die dafür ein weites Netzwerk von Verwand-
ten umfassen, nicht zu unterschätzen. Aber gerade

49 Der Begriff „Scheidungsketten“ stammt von dem An-
thropologen Paul Bohannon und wird übernommen z.B. bei
A.J. Cherlin (Anm. 40), S. 83.

50 Frank F. Furstenberg, Fortsetzungsehen. Ein neues
Lebensmuster und seine Folgen, in: Soziale Welt, (1987) 1,
S. 29–39.

51 Anneke Napp-Peters, Mehrelternfamilien – Psychoso-
ziale Folgen von Trennung und Scheidung für Kinder und
Jugendliche, in: Neue Schriftenreihe der Arbeitsgemein-
schaft für Erziehungshilfe, (1993) 49, S. 12–26.

52 Vgl. A.J. Cherlin (Anm. 40), S. 81.

53 F.F. Furstenberg/A.J. Cherlin (Anm. 44), S. 93.

54 Vgl. Ebd.

55 F.F. Furstenberg (Anm. 50), S. 37.

56 Ebd.

für Kinder gilt auch: „This thinner form of kinship may not be an adequate substitute for the loss of relatives who had a stronger stake in the child's success.“⁵⁷ Über Scheidung und Wiederverheiratung sind die Menschen heute zwar mit mehr Personen als früher verwandt, aber der Verpflichtungscharakter der Bindungen nimmt stetig ab.

IV. Ausblick: Welche Zukunft?

Während in der vorindustriellen Gesellschaft die Familie vorwiegend Notgemeinschaft war, durch einen Zwang zur Solidarität zusammengehalten, tritt zur Gegenwart hin immer deutlicher die Logik individueller Lebensentwürfe hervor. Die Familie wird eher zur Wahlgemeinschaft, zum Verbund von Einzelpersonen, die ihre je eigenen Interessen, Erfahrungen, Lebenspläne einbringen, auch je eigenen Kontrollen, Risiken, Zwängen ausgesetzt sind.

Wie die exemplarisch dargestellten Situationen aus dem Familienalltag der Gegenwart zeigen, wird damit weit mehr Aufwand als früher nötig, um die verschiedenen Einzelbiographien noch zusammenzuhalten. Wo man in der Vergangenheit auf eingespielte Regeln und Rituale zurückgreifen konnte, beginnt heute eine Inszenierung des Alltags, eine Akrobatik des Abstimmens und Ausbalancierens. Im Ergebnis wird der Familienverbund fragil, ist vom Auseinanderbrechen bedroht, wo die Abstimm-

mungsleistungen nicht gelingen. Da auf der anderen Seite Individualisierung auch die Sehnsucht nach der Gegenwart fördert, nach Intimität, Geborgenheit, Nähe⁵⁸, werden dennoch, jedenfalls in absehbarer Zukunft, die meisten Menschen weiter in Bindungen leben. Aber, das ist das Neue, diese Bindungen sind nun anderer Art, was Umfang, Verpflichtungscharakter, Dauer angeht. Aus vielen Anstrengungen, Sehnsüchten, Versuchen, Irrtümern, aus gelungenen und manchmal mißlungenen Experimenten entsteht ein neues Spektrum des Privaten. Im Entscheiden, Auswählen, Aushandeln, in der täglichen Kleinarbeit der Beziehungs-Bastler und -Bastlerinnen wächst ein „ganz normales Chaos“ – der Liebe, des Leids, der Beziehungsvielfalt vor allem.

Das heißt nicht, die traditionelle Familie verschwindet, löst sich auf. Aber offensichtlich verliert sie das Monopol, das sie lange besaß. Ihre quantitative Bedeutung nimmt ab, neue Lebensformen kommen auf und breiten sich aus, die nicht oder jedenfalls nicht allgemein auf Alleinleben zielen, eher auf Verbindungen anderer Art: z.B. ohne Trauschein oder ohne Kinder; Alleinerziehende, Fortsetzungsfamilien oder Partner desselben Geschlechts; Teilzeitgemeinschaften und Lebensabschnittsgefährten; Leben mit mehreren Haushalten oder zwischen verschiedenen Städten. Es entstehen mehr Zwischenformen und Nebenformen, Vorformen und Nachformen: Das sind die Konturen der „postfamilialen Familie“.

57 F. F. Furstenberg/A. J. Cherlin (Anm. 44), S. 95.

58 Vgl. Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt am Main 1990, passim.

Die Stadt, das Individuum und das Verschwinden der Familie

I. Einleitung: Individualisierungsthese muß überprüft werden

Seit jeher übten städtische Lebensformen in Europa auf Intellektuelle aus dem kulturellen oder wissenschaftlichen Bereich, auf Unternehmer und Handelstreibende, junge qualifizierte Handwerker sowie auf junge Frauen, die sich aus der dörflichen Enge befreien wollten, eine starke Anziehungskraft aus. Denn Städte ermöglichten in der Regel ein höheres Maß an Individualität und Selbstverwirklichung als dörfliche Gemeinschaften, die nicht nur an traditionellen Gegebenheiten orientiert waren und sind, sondern durch die Nachbarschaft auch mehr Verhaltenskontrolle ausüben können. So ist es nicht verwunderlich, daß die Städte im Abendland Ausgangspunkt der meisten intellektuellen und wissenschaftlichen Entwicklungen in den jeweiligen Gesellschaften gewesen sind¹. Denn nur in den Städten boten sich jene Überschneidungslinien zwischen Kultur, Erziehung, Wirtschaft und Politik, die dem einzelnen zunehmende Freiräume gaben und damit eine wichtige Voraussetzung für die kulturelle, wissenschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung Europas schufen.

Auch die enorme wirtschaftliche Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg ist in vielerlei Hinsicht ein Produkt dieser zunehmenden Urbanisierung von Lebensformen. Ohne die Dynamik der verstädterten Regionen der Bundesrepublik Deutschland wären diese wohl kaum möglich gewesen. Obwohl es im Rahmen der Stadtforschung² eine Vielzahl sehr sorgfältiger Untersuchungen gibt – sowohl zum Wandel und zur Entwicklung der Städte, der Zusammensetzung sozialer Gruppen in ein-

zelnen Quartieren als auch zu Aufstieg und Niedergang ganzer Quartiere –, sind die gelebten Beziehungen der Städter zu ihren Nachbarn, Freunden, Arbeitskollegen und Familienmitgliedern bisher erstaunlicherweise kaum dokumentiert worden; dasselbe gilt für den Wandel städtischer Lebensformen im Vergleich zu ländlichen Lebensformen.

Nur wenige Autoren, wie beispielsweise Robert N. Bellah³, James Coleman⁴ oder Richard Sennett⁵ haben explizit versucht, soziale Beziehungen in großen urbanen Zentren im Vergleich zu ländlichen Regionen im Rahmen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung zu deuten. Dabei schneiden die großen Zentren relativ schlecht ab, weil gerade in den urbanen Lebensformen der großen Städte wesentliche Ursachen für die Auf- und Ablösung von industriegesellschaftlichen Lebensformen vermutet werden⁶. Große Städte begünstigen nach Meinung von Robert N. Bellah die Lebensform des Ledigen, der, relativ gut qualifiziert, ökonomisch überdurchschnittlich an der gesellschaftlichen Entwicklung partizipiert und in recht unverbindlichen sozialen Beziehungen lebe, weil die Alltagsorganisation in großen urbanen Zentren familiäre Beziehungen mit echten und dichten Kontakten fast unmöglich mache.

Da es schon für den einzelnen schwierig genug ist, in einer großen Stadt zu wohnen, zu arbeiten, einzukaufen und den sonstigen sozialen Bedürfnissen gerecht zu werden, ist dies für Familien mit Kindern, in denen vielleicht beide Eltern erwerbstätig sind, noch weit komplizierter. Denn die Orte, die täglich aufgesucht werden

3 Vgl. Robert N. Bellah, *Gewohnheiten des Herzens*, Köln 1987.

4 Vgl. James Coleman, *Foundations of Social Theory*, Cambridge 1990.

5 Vgl. Richard Sennett, *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt am Main 1991.

6 Vgl. Ulrich Beck, *Wieviel Konsens braucht der Staat? Vom Verschwinden der Solidarität. Individualisierung der Gesellschaft heißt Verschärfung sozialer Ungleichheit*, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 14./15. 2. 1993.

1 Vgl. Walter Prigge, *Städtische Intellektuelle. Urbane Milieus im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1992.

2 Vgl. Walter Friedrich, *Expertise zur Lage der Jugend des Zentralinstituts für Jugendforschung (ZIJ) Leipzig*, Leipzig 1988.

müssen, sind so zufällig über die Stadt verstreut, daß Interaktion, also Aufbau und Pflege intensiver Beziehungen, für eine mehrköpfige Familie nur schwer zu realisieren ist.

James Coleman geht in seiner Arbeit „Die asymmetrische Gesellschaft“⁷ noch ein Stück weiter mit der These, daß in den großen urbanen Zentren jene Form stabiler Nachbarschaftlichkeit verschwunden sei, die einerseits eine Grundvoraussetzung für die Funktionsfähigkeit von Familien und andererseits wesentliches Element gesellschaftlicher Solidarität darstellt. Denn Familien mit Kindern, so Coleman, sind auf stabile nachbarschaftliche Beziehungen und Unterstützung angewiesen, die so in den großen urbanen Zentren nicht bestehen. Damit entfällt hier nicht nur jene nachbarschaftliche Solidarität, sondern auch eine wesentliche Möglichkeit für Kinder und Jugendliche, sich in Formen außerfamiliärer Solidarität zu üben. Darin sieht Coleman einen wesentlichen Verlust des kulturellen Kapitals einer Gesellschaft, weil diese Form außerfamiliärer Solidarität in der Nachbarschaft auch eine Grundvoraussetzung für das Funktionieren demokratischer Gesellschaften ist. Weil in den urbanen Zentren Mütter mit Kindern überdurchschnittlich häufig außerhalb der Familie erwerbstätig sind, reduziert sich nach Colemans Auffassung auch das kulturelle Kapital der Familie selber. Diese Frauen hätten keine Zeit mehr, sich um die Erziehung ihrer Kinder zu kümmern; die alltäglichen, auf die Familie bezogenen Aktivitäten der im Arbeitsleben stehenden Mütter reduzierten sich so, daß so gut wie keine Kindererziehung mehr stattfindet.

Diese insgesamt sehr kritische Einschätzung urbaner Lebensformen trifft in der Bundesrepublik Deutschland nun mit jener modischen Kritik am Individualismus moderner Gesellschaften zusammen, der wesentlich zu einer Auflösung von Sozialbeziehungen beigetragen habe. Die neue Unverbindlichkeit von Sozialbeziehungen wird beispielsweise von Ulrich Beck formuliert: „Es ist nicht mehr klar, ob man heiratet, wann man heiratet, ob man zusammenlebt und nicht heiratet, heiratet und nicht zusammenlebt, ob man das Kind innerhalb oder außerhalb der Familie empfängt oder aufzieht, mit dem, mit dem man zusammenlebt oder mit dem, den man liebt, der aber mit einer anderen zusammenlebt, vor oder nach der Karriere oder mittendrin.“⁸ Diese neue

Beliebigkeit von Beziehungen, die Ulrich Beck als Ausdruck individualisierter Lebensformen beschreibt, wird nach der Interpretation anderer Autoren⁹ ergänzt durch eine familiäre Erziehung, die stärker auf die individuelle Entwicklung des Kindes als auf Solidarbeziehungen zwischen den Generationen setzt. Wenn Eltern ihre Autorität nicht mehr nutzen, sondern ihre Kinder eher gewähren lassend erziehen und ihnen keine Pflichten innerhalb des familiären oder schulischen Kontextes mehr auferlegen, verstärken sie auf der Einstellungsebene jene Unverbindlichkeit und Beliebigkeit gemeinschaftlicher Beziehungen, die ihrerseits dann wiederum zu jener neuen Form der Beliebigkeit von Beziehungen beitragen.

Diese Interpretation der negativen Konsequenzen von Freiheit und Individualismus steht in einem deutlichen Gegensatz zur Interpretation jenes Individualismus, der Grundlage urbaner Lebensformen war und ist und die Voraussetzung für die kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklungen in den urbanen Zentren schuf.

Überprüft man nun die These, wonach die moderne Individualität es nicht nur ermöglicht, neue Wege zu suchen und Innovationen zu entwickeln, sondern zuerst den Verlust von Sicherheit und Geborgenheit bedeutet, dann stößt man auf ein Phänomen, das in der empirischen Sozialforschung nicht unbekannt ist: Zwar finden sich auf der einen Seite eine Vielzahl von evidenten Deutungen des Verlustes von Sicherheit und Geborgenheit in der modernen Gesellschaft oder des Verlustes von Sicherheit in den urbanen Zentren. Auf der anderen Seite aber fehlen empirische Belege, die zeigen, daß Beziehungsmuster in der von Beck skizzierten Form brüchig geworden sind, daß Eltern, insbesondere Mütter, in dem von Coleman zitierten Sinne zunehmend auf die alltägliche Erziehung ihrer Kinder verzichten oder aber, wie Bellah schreibt, hilflos den komplexen Anforderungen urbaner Zentren ausgeliefert sind. Sozialbeziehungen oder auch Solidarbeziehungen zwischen Familienmitgliedern haben in der empirischen Sozialforschung bisher allenfalls zwischen älteren Menschen in der Altersforschung eine Rolle gespielt, nicht aber bei der Analyse des Lebens von Menschen in großen urbanen Zentren.

Ärgerlich an diesen Zeitdeutungen, und zwar nicht nur der deutschen Autoren, sondern auch der amerikanischen, wie etwa Coleman oder Bellah, ist vor allem die Tatsache, daß empirische

7 James Coleman, Die asymmetrische Gesellschaft. Vom Aufwachen in unpersönlichen Systemen, Weinheim 1986.

8 Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main 1986, S. 163.

9 Vgl. Anna v. Münchhausen, Die Realität ist kein Schulfach, in: Die Zeit vom 2. 4. 1993.

Belege, die die obige These zu widerlegen scheinen, nicht einmal in die Literaturlisten der entsprechenden Bücher aufgenommen werden. So hat Theodore Caplow¹⁰ die berühmte Middletown-Studie aus dem Jahre 1929/30¹¹ nach 50 Jahren wiederholt, um die Entwicklung und den Wandel familiärer Lebensformen in dieser städtischen Gemeinde zu überprüfen.

Zwar ist diese Studie in der Familiensoziologie rezipiert worden, doch wird sie weder von Coleman, noch von Bellah, Beck oder sonst jemandem, der über die Beziehungslosigkeit des modernen Lebens klagt, zitiert. Sie paßt nämlich nicht ins Bild. Caplow kommt in seiner Replikation zu dem Schluß, daß er nicht in der Lage gewesen sei, einen Niedergang familiärer Lebensformen während der vergangenen 50 Jahre nachzuweisen. Im Gegenteil stellt er eine Stärkung des familiären Zusammenhalts fest, insbesondere eine größere Zufriedenheit der Familienmitglieder mit ihrem familiären Leben¹². Da Caplow auch zum großen Teil dieselben Instrumente benutzte, die in der Studie der Lynds verwendet wurden, ist ein genauer Vergleich des Familienlebens von 1929 und 1979 möglich.

Allerdings macht es sich auch Caplow zu einfach, wenn er die Ergebnisse dieser Studie als Argument gegen die Theoretiker des Verfalls der Beziehungen innerhalb der Familie verwendet. Denn die Schlußfolgerung, die Festigung des Familienlebens in Middletown sei paradigmatisch für den Wandel und die Entwicklung familiärer Lebensformen in den Vereinigten Staaten, war 1929 ebenso falsch wie 1982. Die moderne Beliebtheit der Beziehungen, die behauptete Bindungslosigkeit und die geringe Solidarität werden gerade nicht in den kleineren und mittleren Städten der Vereinigten Staaten oder auch Europas vermutet, sondern als Entwicklungstendenzen in den urbanen Metropolen. Es gibt daher nur die Möglichkeit, die Individualisierungsthese, wie sie in Deutschland von Beck, in den Vereinigten Staaten von Coleman oder Bellah vertreten wird, innerhalb von Großstädten zu überprüfen und jeweils einen Vergleich zu ländlichen Regionen durchzuführen, um festzustellen, ob denn in beiden Siedlungsformen entsprechende Unterschiede zu beobachten sind.

10 Vgl. Theodore Caplow, *Middletown Families. Fifty Years of Change and Continuity*, University of Minnesota 1982.

11 Vgl. Robert S. Lynd/Helen M. Lynd, *Middletown*, New York 1929.

12 Vgl. auch den Beitrag von Elisabeth Beck-Gernsheim in diesem Heft, in dem sich die Autorin mit der hier vertretenen Auffassung auseinandersetzt.

II. Die Analysestrategie und die zugrundeliegenden Daten

Die These, daß sich heute der Verlust an Sicherheit, Solidarität und stabilen Beziehungen in einem häufigen Wechsel der Partnerbeziehungen, der vielfältigen neuen Lebensformen und damit verbunden in einer geringen Stabilität familiärer Beziehungen, insbesondere für Kinder, äußert, läßt sich verhältnismäßig einfach dadurch überprüfen, daß familiäre Lebensformen auf der Basis der Daten des Mikrozensus – eine Repräsentativstatistik zur Ermittlung bevölkerungs- und erwerbsstatistischer Tatbestände – für jenen Zeitraum betrachtet werden, in dem sich die behaupteten Wandlungstendenzen vollzogen haben sollen. Legt man die Publikationsjahre der Bücher zugrunde, die diese neue Beliebtheit beschreiben, wie etwa Ulrich Becks „Risikogesellschaft“ (1986), Robert N. Bellahs „Gewohnheiten des Herzens“ (1987), James Colemans „Asymmetrische Gesellschaft“ (1984) oder dessen „Social Theory“ (1990), so läßt sich vermuten, daß die vorgenannten und auch andere Autoren den unmittelbar vor ihren Publikationen bzw. zum Zeitpunkt ihrer Publikation beobachteten Wandel meinen. Daraus ergibt sich ein Beobachtungszeitraum von 1972 bis 1987/88, d. h. von rund 15 Jahren, als angemessener Zeitraum.

Da die Mikrozensusdaten bis heute lediglich auf Länderebene, nicht aber weiter regional ausdifferenziert aufbereitet werden, ist ein Vergleich zwischen städtischen und ländlichen Regionen auf der Basis des Mikrozensus immer dann möglich, wenn Stadtstaaten wie Berlin, Hamburg oder Bremen mit besonders ländlichen Flächenstaaten wie etwa dem Saarland oder Rheinland-Pfalz verglichen werden. Und da der Mikrozensus nur Haushalt und Familienstand als Analysegrundlage für den Wandel von Lebensformen bereithält, ist es darüber hinaus erforderlich, die These der neuen Beziehungslosigkeit oder der Beliebtheit von Beziehungen auf der Basis von Umfragedaten zu überprüfen.

Der „Familien-Survey“¹³, der Daten von 10 000 Befragten aus dem Jahre 1988 enthält, eignet sich aufgrund seiner Größe auch für eine regional differenzierte Analyse. Durch die angewandte Methode liegen zudem von jedem Befragten noch zusätzlich Informationen über durchschnittlich 6,7 genannte Personen vor, mit denen die Befragten

13 Hans Bertram, *DJI-Familien-Survey 1*, Opladen 1991.

interagieren, so daß Informationen von 67 000 genannten Personen zur Verfügung stehen. Diese Kombination von regionalisierten Makrodaten aus dem Bereich der Amtlichen Statistik mit Mikrodaten aus dem Bereich des Familien-Survey ermöglicht es erstmalig, statt auf der Basis des Mikrozensus über mögliche Entwicklungstendenzen auf der Beziehungsebene zu spekulieren, direkt zu prüfen, ob mögliche Veränderungen auf der Basis familiärer Lebensformen auch tatsächlich Veränderungen im Bereich gelebter Beziehungen mit sich bringen.

III. Die Ledigen im mittleren Lebensalter: eine neue Lebensform?

1. Scheidungshäufigkeit: Kein Indikator für die zunehmende Brüchigkeit von Familie

Auflösungstendenzen familiärer Lebensformen werden in der Regel an steigenden Scheidungszahlen, an der Zunahme der Zahl der Alleinerziehenden und einer deutlich verringerten Heiratsneigung festgemacht. In der Tat sind Scheidungszahlen, bundesweit oder regional, deutlich angestiegen und erreichen beispielsweise in Berlin 50 Prozent und München 40 Prozent der Eheschließungen¹⁴. Dagegen kommen im Bundesdurchschnitt rund 30 Ehescheidungen auf 100 Eheschließungen. Ländliche Regionen weisen nur 13 bis 15 Scheidungen je 100 Eheschließungen auf. Ohne diese Zahlen beschönigen zu wollen, suggerieren sie Auflösungstendenzen, die in dieser Form eher Ausdruck eines statistischen Artefakts sind. Die Relation von Ehescheidungen zu Eheschließungen ist vor allem davon abhängig, wie hoch die Heiratsneigung und wie groß die jeweiligen Jahrgänge sind, die sich im heiratsfähigen Alter befinden. Heiraten beispielsweise in einem Jahr 100 000 Menschen und lassen sich 30 000 scheiden, so ergibt sich eine Relation von 30 zu 100. Heiraten aber 50 000 und lassen sich weiterhin 30 000 scheiden, so rechnet sich eine Relation von 60 zu 100. Daher ist der Anteil der Geschiedenen an der Bevölkerung des jeweiligen Altersjahrgangs mit Sicherheit ein besserer Indikator, um die Brüchigkeit moderner Beziehungen zu dokumentieren. Denn im Altersgruppenvergleich lassen sich Veränderungen der Scheidungsneigung bezogen auf verschiedene Jahrgänge unabhängig von der Heiratsneigung anderer Jahrgänge darstellen.

¹⁴ Vgl. Hans Bertram/Hiltrud Bayer/Renate Bauereiß, Familien-Atlas: Lebenslagen und Regionen in Deutschland. Karten und Zahlen, Opladen 1993.

Beim Vergleich von Altersjahrgängen in Berlin und im Saarland (vgl. Abbildung 1) ist in Berlin seit 1972 eine deutliche Abnahme der Geschiedenen bei den unter 25jährigen festzustellen, eine fast unveränderte Scheidungsquote von etwa zwölf Prozent in der Altersgruppe der 25- bis unter 45jährigen, jedoch ein deutlicher Anstieg in der Altersgruppe der 45- bis 65jährigen von 14 Prozent auf rund 19 Prozent.

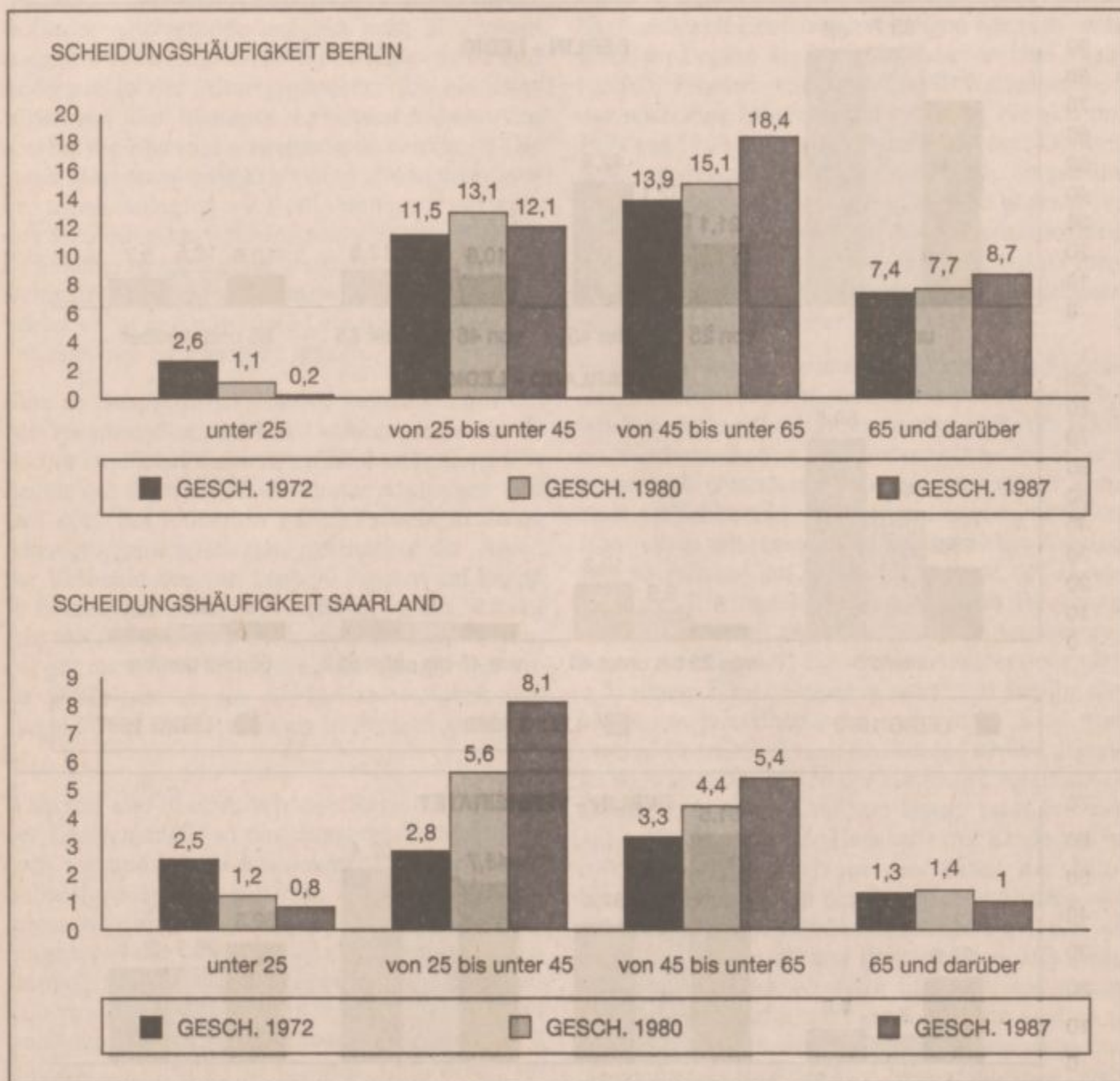
Während in Berlin die Altersgruppe der 45- bis unter 65jährigen die Gruppe mit dem höchsten Prozentsatz Geschiedener ist, ist es in einer ländlichen Region wie dem Saarland die Altersgruppe der 25- bis unter 45jährigen, da sich in dieser Altersgruppe die Anteile der Geschiedenen von 1972 mit 2,8 Prozent auf heute mit über acht Prozent verdreifacht haben. Dagegen ist der Anstieg bei den 45- bis unter 65jährigen von drei Prozent auf etwas über fünf Prozent nicht so deutlich wie in Berlin.

Neben der großen Variation der Scheidungshäufigkeit zwischen den städtischen und ländlichen Regionen liegen die Gruppen mit dem höchsten Anteil mit 18 Prozent in Berlin und acht Prozent im Saarland recht weit auseinander. Hier wird deutlich, daß sich offensichtlich in den urbanen Zentren in den letzten 15 Jahren andere Entwicklungen abgespielt haben als in den ländlichen Regionen.

Während in den urbanen Zentren in der Altersgruppe der 25- bis unter 45jährigen schon 1972 eine relativ hohe Quote von Geschiedenen zu beobachten war, die in den ländlichen Regionen heute noch nicht erreicht wird, ergeben sich in den städtischen Regionen wie Berlin eigentlich vor allem Veränderungen in einer Altersgruppe, in der in der Regel keine kleinen Kinder mehr zu versorgen sind, sondern sich die eigentliche Familienphase ihrem Ende zuneigt. Aber auch der deutliche Anstieg in den ländlichen Regionen bei den 25- bis 45jährigen auf eine Quote von etwa acht Prozent läßt sich kaum im Sinne eines wirklichen Brüchigwerdens von Ehebeziehungen interpretieren, sondern zeigt eine enorme Stabilität von Beziehungen, sofern man sie einght.

Der Vergleich der Scheidungshäufigkeiten in Berlin und im Saarland zeigt, daß die Scheidungshäufigkeiten, bezogen auf die jeweiligen Altersjahrgänge, nicht geeignet sind, um die These der zunehmenden Brüchigkeit familiärer Beziehungen wirklich empirisch zu belegen. Aus den Scheidungshäufigkeiten jedenfalls ist kein Brüchigwerden familiärer Beziehungen in städtischen und ländlichen Regionen abzuleiten. Der Vergleich der Ledigen- und Verheiratetenanteile in Berlin und im Saarland zwischen 1972 und 1987, wiederum bezogen

Abbildung 1: Scheidungshäufigkeiten: Vergleich zwischen städtischen und ländlichen Regionen 1972, 1980 und 1987 (in Prozent der jeweiligen Altersgruppe)



Quelle: Mikrozensus 1972, 1980, 1987 und eigene Berechnungen.

auf Altersgruppen, macht aber deutlich, daß die Beliebtheit moderner Beziehungen möglicherweise nicht in den Scheidungshäufigkeiten zum Ausdruck kommt, sondern sich stärker in einem Rückgang der Heiratsneigungen in den letzten 20 Jahren dokumentiert, sowohl in städtischen Regionen wie Berlin, als auch in ländlichen Regionen wie dem Saarland (vgl. Abbildung 2).

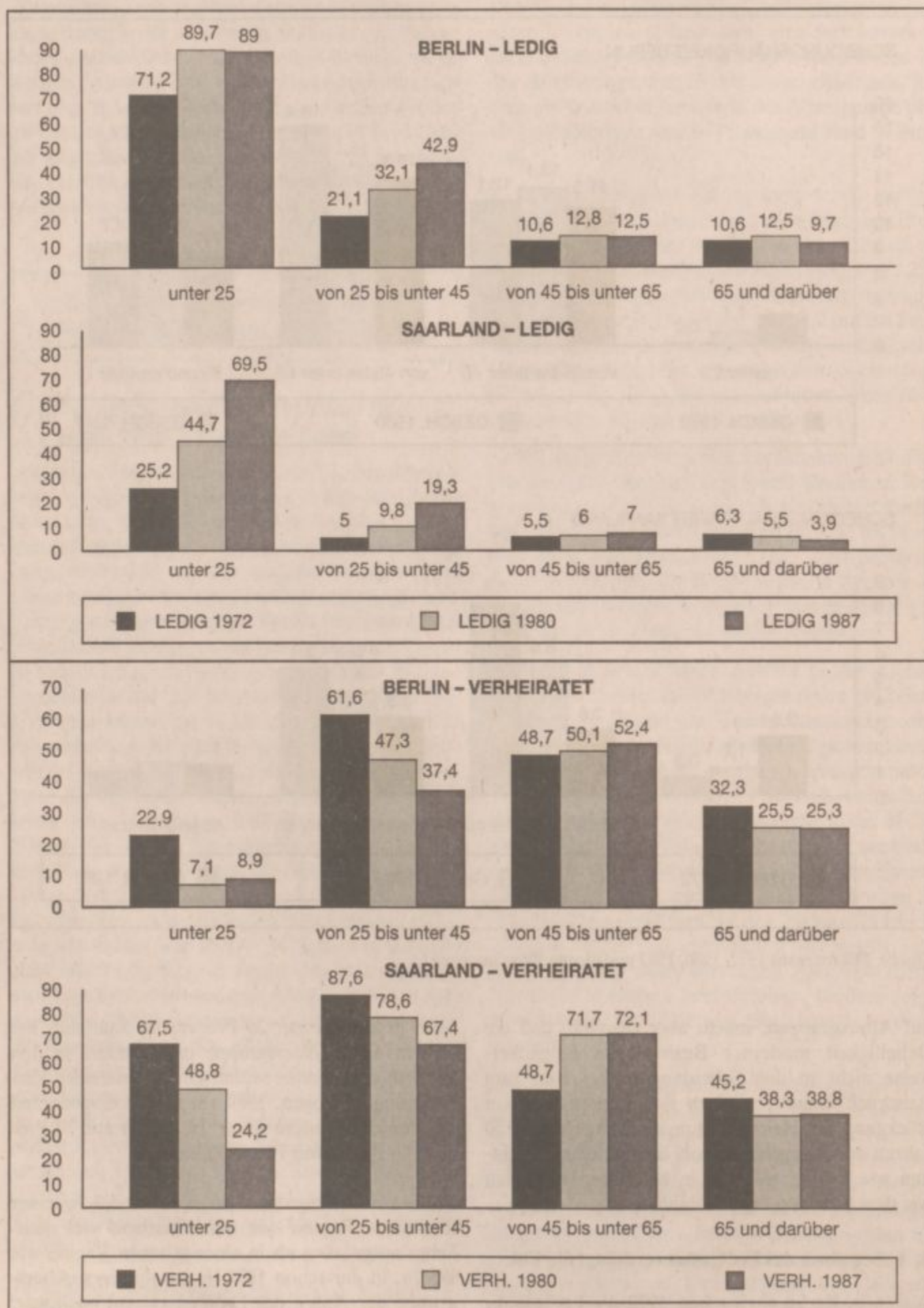
2. Lebensform des Ledigseins verdrängt die Ehe

Waren in Berlin auch schon 1972 die Ledigenanteile bei den unter 25jährigen mit 70 Prozent recht

hoch gegenüber nur 25 Prozent im Saarland, hat sich in dieser Altersgruppe insbesondere in den ländlichen Regionen seither eine dramatische Veränderung vollzogen. 1987 stieg der Ledigenanteil bei den Saarländern unter 25 Jahren auf 70 Prozent, in Berlin von 70 auf 90 Prozent.

In dieser Altersgruppe ist der Wandel in einer ländlichen Region wie dem Saarland viel deutlicher ausgefallen als in einer urbanen Region wie Berlin, in der schon 1972 in der jüngeren Altersgruppe der Anteil der Ledigen extrem hoch war. Bei den 25- bis unter 45jährigen stieg in den 15 hier

Abbildung 2: Vergleich der Ledigen- und Verheiratetenanteile zwischen städtischen und ländlichen Regionen 1972, 1980 und 1987 (in Prozent der jeweiligen Altersgruppe)



Quelle: Mikrozensus 1972, 1980, 1987 und eigene Berechnungen.

untersuchten Jahren der Anteil der Ledigen in Berlin von 21 auf etwas über 40 Prozent und übertrifft damit 1987 den Anteil der Verheirateten, die in dieser Altersgruppe lediglich noch 37 Prozent ausmachen. In einer Großstadt wie Berlin ist also Ledigsein in der Altersgruppe der 25- bis unter 45jährigen die häufigste Lebensform geworden und hat die Ehe an die zweite Stelle verdrängt. Die „neue Beziehungslosigkeit“ kann also in einer großen urbanen Region wie Berlin weniger an steigenden Scheidungshäufigkeiten und vielfältigen neuen Beziehungsarrangements festgemacht werden als vielmehr daran, daß zunehmend weniger junge Erwachsene bis in das mittlere Lebensalter hinein bereit sind, sich dauerhaft zu binden.

Eine ähnliche Entwicklung ist, wenn auch nicht in dem gleichen dramatischen Umfang, im Saarland, also in ländlicher Region, zu beobachten, wo der Anteil der Ledigen 25- bis unter 45jährigen von fünf doch auf immerhin gut 19 Prozent in dieser Altersgruppe angestiegen, gleichzeitig der Anteil der Verheirateten von knapp 90 Prozent auf knapp 70 Prozent gesunken ist. Auch hier ist der Wandel sehr viel deutlicher als in einer städtischen Region; das gilt auch für die jüngere Altersgruppe der unter 25jährigen, in der die Heiratshäufigkeit von knapp 70 auf etwas mehr als 20 Prozent gesunken ist.

Während also in einer urbanen Region wie Berlin der Ledigenanteil bei den Jüngeren immer schon hoch war und nun auch zunehmend die dominante Lebensform in den mittleren Lebensaltern wird, zeigen sich in den ländlichen Regionen Veränderungen: Bei der jüngsten hier untersuchten Altersgruppe sind deutliche Angleichungsprozesse innerhalb von 15 Jahren zwischen urbanen Zentren und ländlichen Regionen zu beobachten. Abbildung 2 läßt sich vielleicht im Sinne eines „*cultural lag*“ interpretieren: Ländliche Regionen folgen möglicherweise mit einer gewissen Zeitverzögerung den urbanen Zentren. Mit Sicherheit aber ist davon auszugehen, daß die signifikanteste Entwicklung in den letzten 15 bis 20 Jahren nicht die Zunahme der Scheidungshäufigkeiten gewesen ist, sondern die emporschnellenden Anteile der Ledigen bei den unter 25jährigen und den 25- bis unter 45jährigen. Diese Entwicklung geht zwar in urbanen Zentren und in einem Flächenstaat wie dem Saarland von unterschiedlichen Ausgangsniveaus aus, verläuft aber parallel.

3. Zusammensetzung der Haushalte

In einem weiteren Schritt läßt sich neben der Veränderung des Familienstandes auch bei der Zu-

sammensetzung der Privathaushalte zunächst nachweisen, daß die Änderungen in Berlin teilweise weniger spektakulär verlaufen sind als im Saarland, weil Ehepaare mit ledigen Kindern auch schon zu Beginn der siebziger Jahre in Berlin mit rund 20 Prozent Anteil an allen Privathaushalten nur noch eine Minderheit darstellten, die sich bis 1987 auf 17 Prozent weiter verringert hat. Diesem dreiprozentigen Rückgang steht ein immerhin achtprozentiger Rückgang im Saarland gegenüber, weil sich dort der Anteil der Ehepaare mit ledigen Kindern an den Privathaushalten von etwa 43 Prozent auf heute rund 35 Prozent sehr viel deutlicher vermindert hat als in Berlin.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht ohne Bedeutung zu sehen, daß sich die Anteile der Alleinerziehenden mit ledigen Kindern weder in Berlin noch im Saarland in den hier untersuchten 15 Jahren dramatisch verändert haben, sondern relativ konstant geblieben sind. Im Saarland zeigt sich bei den Haushalten mit einem Kind ein deutlicher Anstieg von 63 Prozent auf knapp 70 Prozent der Haushalte mit Ehepaaren und Kindern, ein Rückgang der Haushalte mit zwei Kindern und ein unwesentlicher Anstieg der Haushalte Alleinerziehender mit einem Kind. Dagegen gingen in Berlin die Haushalte mit Ehepaaren und einem Kind von etwa 65 Prozent auf rund 58 Prozent zurück. Parallel dazu stieg der Anteil der Haushalte Alleinerziehender mit einem Kind von knapp zehn Prozent auf ca. 20 Prozent aller Haushalte mit Kindern. Da im Beobachtungszeitraum der Anteil der Ehepaare mit Kindern an den Familienhaushalten mit 17 Prozent recht konstant geblieben ist, gibt es heute in Berlin rund drei Prozent Haushalte mehr mit einem alleinerziehenden Elternteil und einem Kind als Haushalte mit einem Ehepaar und zwei Kindern. Trotz dieser deutlichen Veränderung der Zusammensetzung der Familienhaushalte ist auch in Berlin heute für die überwiegende Mehrzahl der Kinder die Regel, ähnlich wie im Saarland, daß sie bei den Eltern aufwachsen, wenn auch ein zunehmend größerer Anteil, insbesondere bei den Einzelkindern, nur noch mit einem Elternteil groß wird.

Eine vergleichbare Entwicklung ist – zumindest auf der Basis der hier vorliegenden Daten – zunächst in einem Flächenstaat wie dem Saarland noch nicht zu beobachten. Aber auch diese Analyse der Familienhaushalte macht deutlich, daß viele der Entwicklungen, die gegenwärtig beklagt werden, in einem urbanen Zentrum wie Berlin in Relation zu einem Flächenstaat wie dem Saarland schon 1972 hätten beobachtet werden können, weil auch schon 1972 etwa der Anteil der alleinstehen-

den Eltern mit einem Kind den Anteil der Vergleichsgruppe im Saarland bei weitem überstieg. Kinder wachsen auch heute noch sowohl in urbanen Zentren als auch ländlichen Regionen bei ihren Eltern auf, und jene von Ulrich Beck u. a. aufgestellte Behauptung einer ständigen Fluktuation und einer vielfältigen Unsicherheit läßt sich aus den hier vorliegenden Daten nicht ableiten. Die bisherige Analyse macht jedenfalls deutlich, daß diejenigen, die sich auch heute noch für die Ehe entscheiden, sich in der überwiegenden Mehrheit für eine stabile Lebensform entscheiden, die sie subjektiv vermutlich auf Dauer anlegen und auch, soweit die amtlichen Daten dieses erkennen lassen, mehrheitlich auf Dauer durchhalten.

Der deutlichste Wandel ist gerade bei jenen zu beobachten, die, aus welchen Gründen auch immer, sich nicht für die Ehe entscheiden und daher ledig und in der Regel auch kinderlos überwiegend in urbanen Zentren leben. Aussagen von Hartmann Tyrell¹⁵ oder Niklas Luhmann¹⁶ über die Ehe als zentrale Lebensform müssen heute in bezug auf die großen Städte dahingehend revidiert werden, daß die Ehe in den großen urbanen Zentren tendenziell in bestimmten Altersgruppen die Lebensform einer Minderheit geworden ist, weil das Ledigsein zunehmend an ihre Stelle tritt. Daher ist es besser, in bezug auf diese Lebensform zunächst von einer Singularisierung, nicht aber von einer Individualisierung zu sprechen, weil heute das Single-Dasein zwischen 27 und 45 Jahren eine typische Lebensform in urbanen Zentren geworden ist.

Sogenannte alternative Lebensformen wie die nichtehelichen Lebensgemeinschaften sind selbst in Berlin eher die Ausnahme. Hier weist der Mikrozensus nur 4,5 Prozent aller Haushalte als Mehrpersonenhaushalte mit nichtverwandten Personen aus. Dies zeigt, daß die diskutierten Alternativen zu Ehe und Familie nicht in der alternativen Lebensform der nichtehelichen Lebensgemeinschaft gesucht werden, sondern ganz offenkundig in der Form des Alleinlebens. Diese Tendenzen, die auch von Hildegard Kratz¹⁷ auf der Basis der Volkszählung und der Mikrozensus bestätigt worden sind, werden leider von den an der

15 Vgl. Hartmann Tyrell, *Soziologische Überlegungen zur Struktur des bürgerlichen Typus der Mutter-Kind-Beziehung*, Frankfurt am Main - New York 1981.

16 Vgl. Niklas Luhmann, *Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt am Main 1985.

17 Vgl. Hildegard Kratz, *Von der Großfamilie zum Single-dasein? Forum des Zusammenlebens*, in: Egon Hölder, *Im Zuge der Zeit. Ein Bilderbogen durch vier Jahrhunderte*, Stuttgart 1989.

gegenwärtigen Individualisierungsdebatte Beteiligten nicht zur Kenntnis genommen. Wir können jedenfalls festhalten, daß Individualisierung in Metropolen nicht in jener von Ulrich Beck u. a. behaupteten Auflösung von Lebensformen besteht, sondern daß die Ehe – auch die Familie mit Kindern, insbesondere die Mehrkinderfamilie – in den urbanen Metropolen gegenüber anderen Lebensformen zunehmend an Bedeutung verliert.

Inzwischen gibt es auch in den ländlichen Regionen Anzeichen dafür, daß die Ehe deutlich an Attraktivität verloren hat und auch die Familie prozentual nur noch etwas mehr als ein Drittel aller Haushaltsformen umfaßt. Ulrich Beck begeht den gleichen Fehler wie Neil Postman¹⁸, der das Verschwinden der Kindheit beklagt und übersieht, daß nicht die Kindheit verschwindet, sondern die Kinder. Nicht die Beliebigkeit einmal eingegangener ehelicher Beziehungen oder elterlicher Beziehungen ist heute zu beobachten, sondern das Verschwinden von Ehe und Familie in den urbanen Regionen. Kinder, die nicht geboren werden, fallen ebensowenig auf wie Ehen, die nicht geschlossen werden. Das Verschwinden der Kinder und das Verschwinden der Familie fallen nicht auf. Dennoch sind solche lautlosen Verluste für eine Gesellschaft vermutlich problematischer als der Verlust an Wohlstand.

IV. Alleinstehend und doch nicht allein?

Die große Zahl der Ledigen in Berlin und die wachsende Zahl der Ledigen in ländlichen Regionen werfen natürlich die Frage auf, ob denn diese Personen, die in der Amtlichen Statistik als ledig gezählt werden, auch alle tatsächlich allein leben. Genauso ist zu prüfen, ob die Ehepaare, die mit Kindern zusammenleben, überwiegend in erster Ehe zusammenleben oder ob viele von ihnen wiederverheiratet sind. Das wäre zumindest ein Hinweis auf jene Formen der Beliebigkeit auch im Bereich der Ehe, von denen Ulrich Beck gesprochen hat. Genauso wird im Rahmen der Haushaltsstatistik ein Paar, das bei getrennten Haushalten eine schon länger dauernde eheähnliche Beziehung aufrechterhält, nicht nur als ledig, sondern auch als alleinlebend klassifiziert, obwohl Kommunikation

18 Vgl. Neil Postman, *Das Verschwinden der Kindheit*, Frankfurt am Main 1982.

und Interaktion sich möglicherweise von denen eines vergleichbaren Ehepaares nicht unterscheiden.

Um diese Frage zu beantworten, muß man sich von der Haushaltsperspektive der Amtlichen Statistik lösen und individuelle Daten über soziale Beziehungen von Personen heranziehen. Da im zitierten Familien-Survey¹⁹ insgesamt 67 000 Personen – allein für Berlin 2 500 – genannt wurden, mit denen die Befragten in noch näher zu bezeichnender Beziehung standen, ist eine hinreichend große Stichprobe vorhanden, um die gelebten sozialen Beziehungen in Berlin mit denen in ländlichen Regionen zu vergleichen.

Während beim Mikrozensus aufgrund der Datenaufbereitung nur ein Vergleich zwischen Berlin und dem Saarland durchführbar war, lassen sich auf der Basis der eigenen Umfragedaten ländliche Regionen auch bundesweit anhand der Bevölkerungsdichte definieren. Regionen mit einer Bevölkerungsdichte von weniger als 150 Personen pro Quadratkilometer gelten als ländlich strukturiert. Da die Bundesrepublik Deutschland trotz aller Urbanisierungstendenzen in großen Gebieten recht ländlich geblieben ist, fallen immerhin 24 000 der genannten Personen unter diese Definition.

Überprüft man zunächst, ob die Ledigen wirklich allein oder in einer mehr als einjährigen Partnerschaftsbeziehung zusammen sind, selbst bei getrennten Haushalten, bleibt zunächst für Berlin festzustellen, daß von den im Survey erfaßten Ledigen zwischen 18 und 55 Jahren (33 Prozent) etwa zwei Drittel angeben, mit einem Partner bereits länger als ein Jahr zusammenzusein. Das Führen eines Einpersonenhaushaltes und der Familienstand des Ledigseins bedeuten also nicht Verzicht auf Partnerschaft, sondern zunächst nur, daß zwei Personen nicht die Lebensform der Ehe gewählt und obendrein entschieden haben, nicht zusammenzuziehen, sondern die Lebensform des „*living apart together*“²⁰ vorzuziehen. Diese Form des Zusammenseins ist viel typischer für die urbanen Zentren als für ländliche Regionen, weil dort von den rund 26 Prozent Alleinlebenden nur ein Drittel einen Partner hat, mit dem sie zwar nicht zusammenleben, aber eine länger dauernde Beziehung unterhalten.

¹⁹ Vgl. H. Bertram (Anm. 13).

²⁰ Vgl. Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny, Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13/88, S. 3–13.

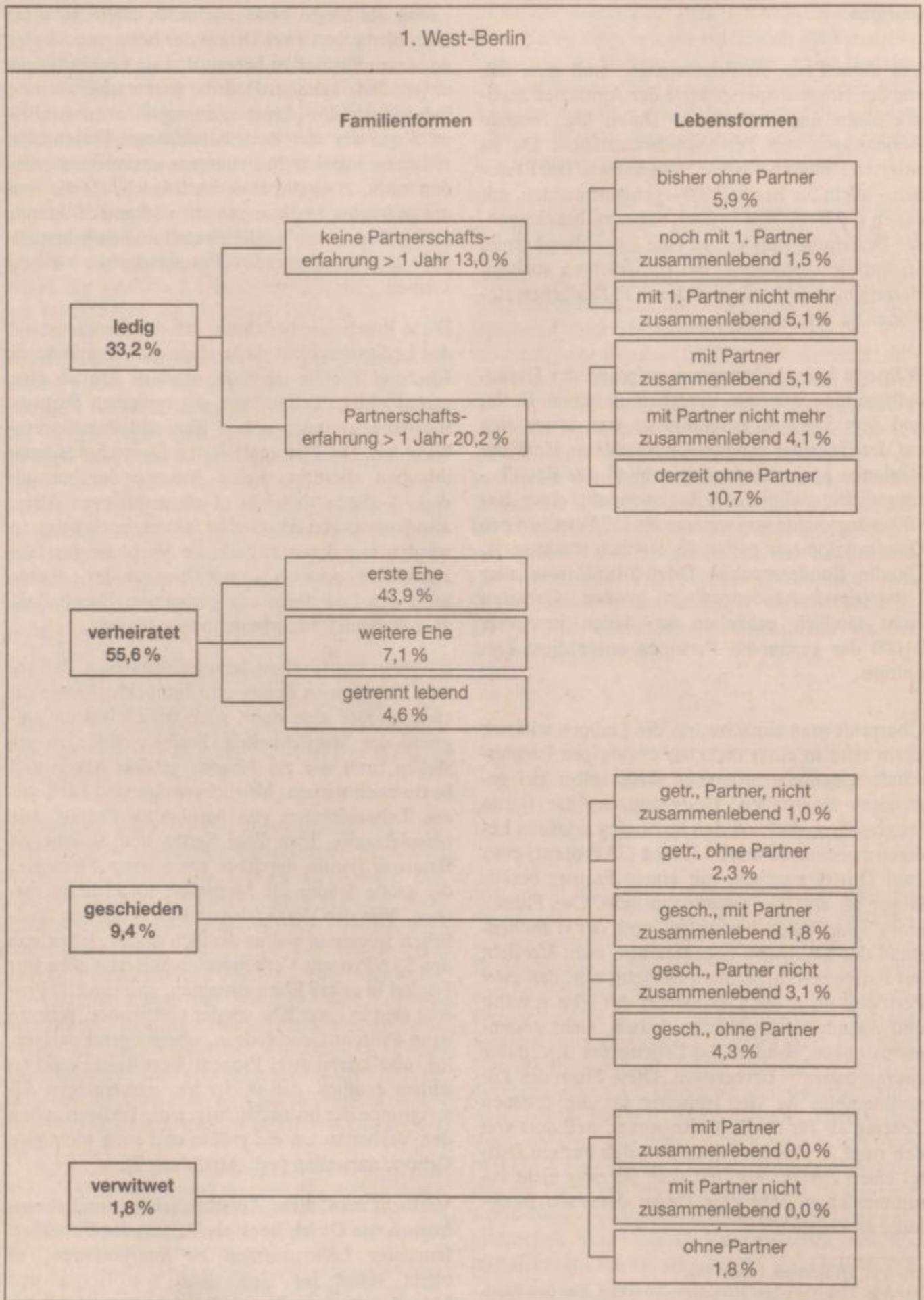
Auch für andere Großstädte, etwa München, ließ sich diese These nachprüfen: Ledigsein und das Leben als Single bedeuten nicht, allein zu sein; auch hier geben zwei Drittel der befragten Singles an, einen Partner zu haben, den sie bereits länger als ein Jahr kennen. Daß die hier nachgewiesene Lebensform des „*living apart together*“ tatsächlich im Sinne der von Beck behaupteten Fluktuation zwischen sozialen Beziehungen interpretiert werden kann, erscheint insofern fraglich, als die von uns befragten Ledigen zwischen 18 und 55 Jahren in der Regel auch kinderlos sind und mehrheitlich auf länger dauernde Partnerschaften bauen können.

Diese Ergebnisse bedeuten, daß der Familienstand des Ledigseins nicht mehr allein eine Vorphase zu Ehe und Familie darstellt, sondern sich als eine eigenständige Lebensform mit typischen Partnerschaftsbeziehungen neben Ehe und Familie etabliert hat. Die hier analysierten Querschnittsdaten erlauben allerdings keine Aussage darüber, ob diese Ledigen vielleicht in einem höheren Alter, also jenseits von 35 oder 40 Jahren, noch heiraten werden und damit einfach die Vorphase zur Ehe ausdehnen, oder ob sie auf Dauer in der Lebensform des Ledigseins mit getrennten Haushalten, aber stabilen Partnerbeziehungen bleiben.

Eingangs wurde schon darauf hingewiesen, daß gerade die urbanen Zentren für Intellektuelle wie für viele andere eine hohe Attraktivität hatten aufgrund der Möglichkeiten, Freiheitsräume zu gestalten, und wie ein Magnet gewirkt haben und heute noch wirken. Möglicherweise sind auch solche Lebensformen von berühmten Paaren, wie beispielsweise Jean Paul Sartre und Simone de Beauvoir, heute durchaus eines jener Elemente, die große Städte für Menschen so attraktiv machen. Wie der Vergleich von Berlin mit den ländlichen Regionen weiter deutlich macht, leben von den 55,6 Prozent Verheirateten in Berlin etwa vier Fünftel in erster Ehe zusammen, und rund 20 Prozent sind in einer Ehe wieder verheiratet. Weitere neun Prozent Geschiedene, überwiegend partnerlos, und knapp zwei Prozent Verwitwete machen zudem deutlich, daß in der hier untersuchten Altersgruppe der bis zu 55jährigen die Ledigen neben den Verheirateten die größte und auch wichtigste Gruppe darstellen (vgl. Abbildung 3).

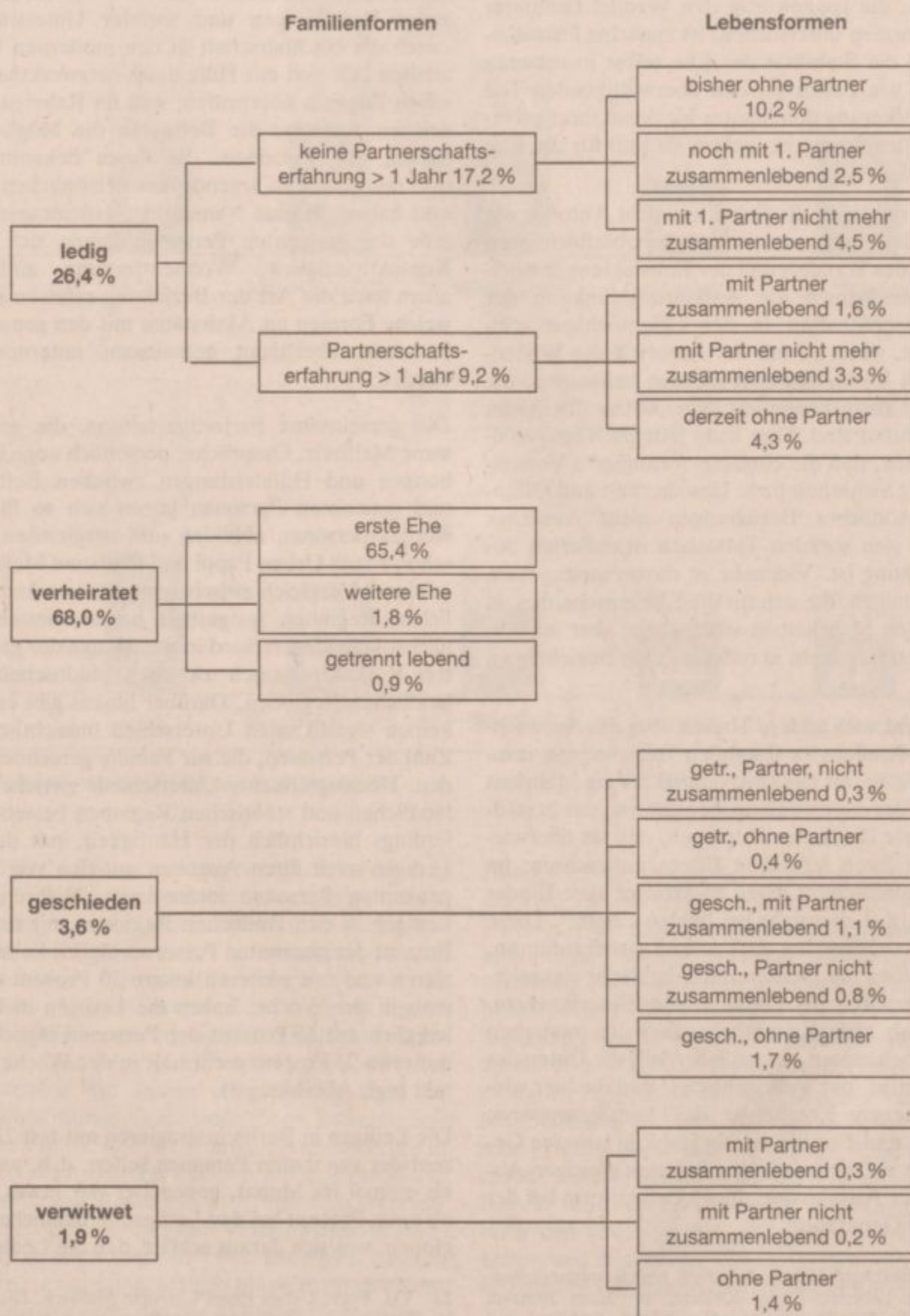
Versucht man, diese Aufschlüsselung von Lebensformen wie Ulrich Beck als Verlust der Sicherheit familialer Lebensformen zu interpretieren, so bleibt selbst für Großstädte wie Berlin und München festzustellen, daß diejenigen, die sich für eine Ehe entscheiden, diese mindestens bis zum

Abbildung 3: Familienstand und Lebensformen der bis zu 55jährigen in West-Berlin und in ländlichen Regionen



Quelle: Hans Bertram, DJI-Familien-Survey 1, 1991.

2. Ländliche Regionen



55. Lebensjahr als zentrale Basis ihrer Lebensführung ansehen. In Berlin sind von einem Wechsel der Lebensform durch Scheidung oder Trennung und Wiederverheiratung rund 20 Prozent der von uns Befragten betroffen, in den ländlichen Regionen hingegen 6,5 Prozent. Bei allem Respekt für Autoren, die gegenwärtig den Wandel familiärer Lebensformen untersuchen, ist zunächst festzuhalten, daß die Stabilität der Ehe selbst in urbanen Zentren wie Berlin für den überwältigenden Teil der Bevölkerung dominantes Merkmal ihrer privaten Lebensführung ist, sofern sie sich für die Ehe entscheiden.

Es stellt sich auch die Frage, ob nicht Autoren wie Ulrich Beck aufgrund ihrer sehr oberflächlichen Analyse des Wandels und der Entwicklung familiärer Lebensformen die Aufklärungsfunktion der Sozialwissenschaften in der Öffentlichkeit mißbrauchen, wenn sie mit der Autorität des Wissenschaftlers Veränderungstendenzen behaupten, die in dieser Form zumindest gegenwärtig überhaupt nicht sichtbar sind. Hier kann jedenfalls festgehalten werden, daß die eingangs formulierte Vorstellung über Sicherheit bzw. Unsicherheit und Offenheit persönlicher Beziehungen nicht Ausdruck einer an den sozialen Tatsachen orientierten Sozialforschung ist. Vielmehr ist davon auszugehen, daß diejenigen, die sich für die Ehe entscheiden, in der großen Mehrheit in städtischen, aber auch in ländlichen Regionen in recht stabilen Beziehungen leben.

Damit sind auch andere Thesen über das Aufwachsen von Kindern in instabilen Beziehungen insoweit hinfällig, als zunächst einmal für die Mehrheit aller Kinder davon auszugehen ist, und das in städtischen wie ländlichen Regionen, daß sie überwiegend bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen; im Bundesdurchschnitt leben 85 Prozent aller Kinder bis zum 18. Lebensjahr bei beiden Eltern²¹. Diese hohen Prozentzahlen sind darauf zurückzuführen, daß Familien mit mehreren Kindern sehr viel seltener zerbrechen als Familien mit Einzelkindern. Anders als viele Krisentheoretiker der modernen Familie behaupten, zeigen jedenfalls die Daten des Mikrozensus, der Volkszählung²² und die hier wiedergegebenen Ergebnisse des Familiensurveys, daß Ehe und Familie relativ stabil in unserer Gesellschaft weiter existieren, bei gleichzeitiger Abnahme der Attraktivität dieser Lebensform bei der jüngeren Generation.

21 Vgl. Bernhard Nauck, Familien- und Betreuungssituationen im Lebenslauf von Kindern, in: Hans Bertram (Hrsg.), Die Familien in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familiärer Lebensformen, Opladen 1991.

22 Vgl. H. Bertram/H. Bayer/R. Bauereiß (Anm. 14).

V. Soziale Beziehungen zu Eltern, Kindern, Verwandten und Nachbarn

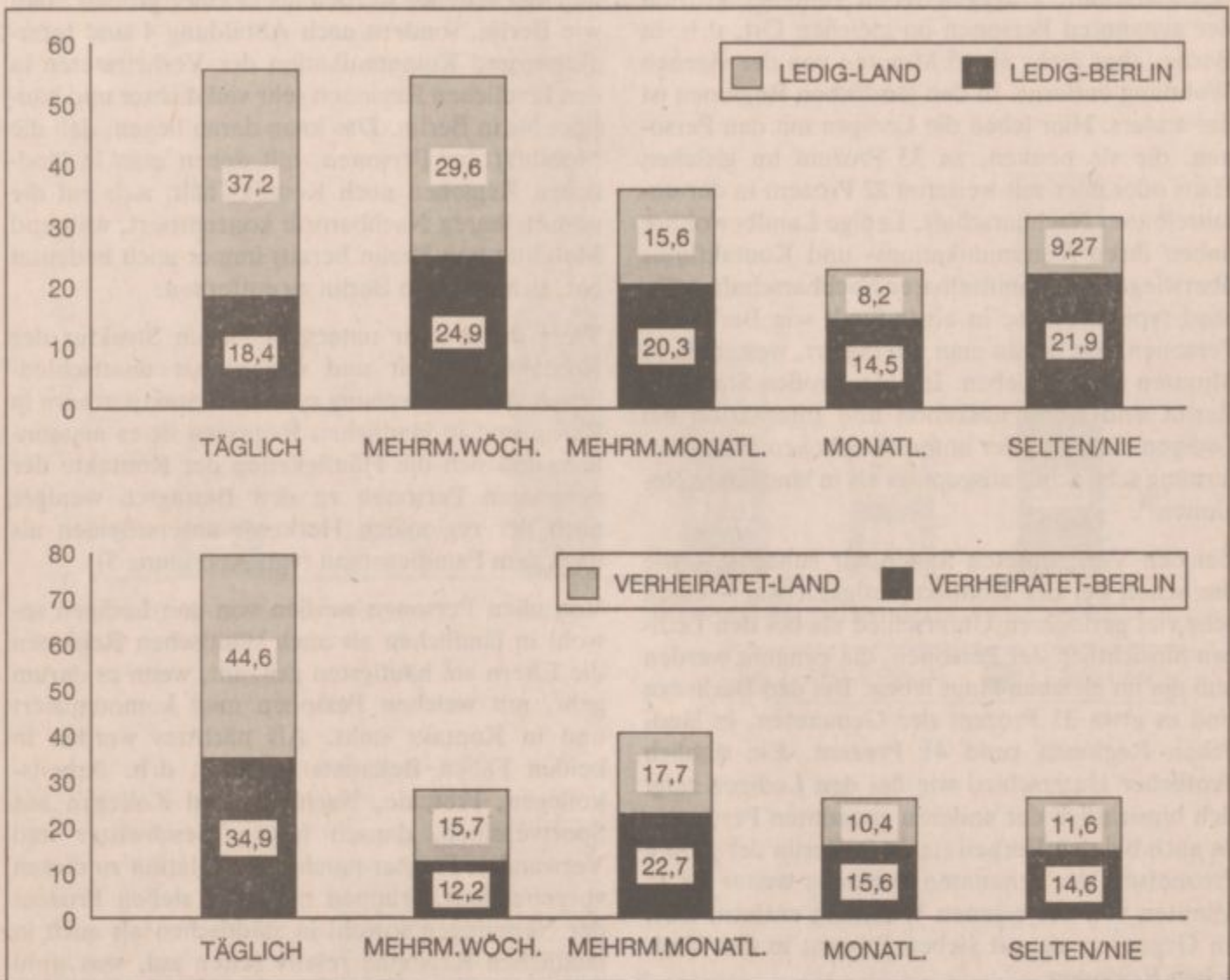
James Colemans These des Verlustes stabiler sozialer Beziehungen und sozialer Unterstützung durch die Nachbarschaft in den modernen Großstädten läßt sich mit Hilfe eines netzwerktheoretischen Zugangs überprüfen, weil im Rahmen eines solchen Ansatzes die Befragten die Möglichkeit haben, alle Personen, die ihnen bekannt sind und mit denen sie irgendeinen persönlichen Kontakt haben, in eine Namensliste einzutragen. Für jede der genannten Personen lassen sich dann Kontakthäufigkeit, Wohnentfernung und vor allem auch die Art der Beziehung erfassen sowie, welche Formen an Aktivitäten mit den genannten Personen überhaupt gemeinsam unternommen werden.

Die gemeinsame Freizeitgestaltung, die gemeinsame Mahlzeit, Gespräche, persönlich enge Beziehungen und Hilfeleistungen zwischen Befragten und genannten Personen lassen sich so für alle Kontaktpersonen abbilden und vergleichen. Wie schon Franz Urban Pappi und Christian Melbeck²³ in einem Vergleich zwischen städtischen und ländlichen Regionen festgestellt haben, besteht zunächst kein Unterschied in der Menge der genannten Kontaktpersonen zwischen städtischen und ländlichen Regionen. Darüber hinaus gibt es auch keinen signifikanten Unterschied hinsichtlich der Zahl der Personen, die zur Familie gerechnet werden. Hochsignifikante Unterschiede zwischen den ländlichen und städtischen Regionen bestehen allerdings hinsichtlich der Häufigkeit, mit der die Ledigen nach ihren Angaben mit den von ihnen genannten Personen interagieren. Während die Ledigen in den ländlichen Regionen mit rund 37 Prozent der genannten Personen täglich kommunizieren und mit weiteren knapp 30 Prozent mehrmals in der Woche, haben die Ledigen in Berlin lediglich mit 18 Prozent der Personen täglich und mit etwa 25 Prozent mehrmals in der Woche Kontakt (vgl. Abbildung 4).

Die Ledigen in Berlin interagieren mit fast 22 Prozent der genannten Personen selten, d.h. weniger als einmal im Monat, gegenüber nur etwas mehr als neun Prozent bei den Ledigen in ländlichen Regionen, was sich daraus erklärt, daß die Ledigen in

23 Vgl. Franz Urban Pappi/Christian Melbeck, Die sozialen Beziehungen städtischer Bevölkerung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 29: Soziologische Stadtforschung, Opladen 1988.

Abbildung 4: Häufigkeit der Kontakte der Befragten mit den benannten Personen, differenziert nach Familienstand und Region (in Prozent)



Quelle: Hans Bertram, DJI-Familien-Survey 1, 1991.

den ländlichen Regionen stärker als die Ledigen in Berlin in einem engen Interaktionsgefüge leben. Leider liegen keine Informationen über die Entfernungen der Befragten zur Arbeitsstätte und zu ihren sonstigen Orten der Interaktion vor, so daß sich nicht überprüfen läßt, ob diese geringere Kommunikations- und Interaktionsdichte Ausdruck der Tatsache ist, daß die Organisation des Alltagslebens mit seinen eher zufällig über die Stadt verstreuten Orten möglicher Kommunikation dazu führt, daß die Kommunikationsdichte in der Großstadt bei den Ledigen niedriger ist als in den ländlichen Regionen. Ein Vergleich der verheirateten Berliner mit den Verheirateten in ländlichen Regionen zeigt, daß es – anders als bei den Ledigen – zwar Unterschiede hinsichtlich der Kontakthäufigkeit gibt, diese aber längst nicht so deutlich ausgeprägt sind wie bei den Ledigen (vgl. Abbildung 4).

Rund 35 Prozent der verheirateten Berliner und etwa 45 Prozent der Verheirateten in ländlichen Regionen kommunizieren mit den genannten Personen täglich. Lediglich knapp 15 Prozent der verheirateten Berliner tun dies weniger als einmal im Monat (selten oder nie), wobei diese Zahl sich von den knapp zwölf Prozent der ländlichen Bewohner kaum unterscheidet. Die größere Übereinstimmung der Häufigkeit der Kontakte der verheirateten Befragten mit den genannten Personen zwischen städtischen und ländlichen Regionen ist darauf zurückzuführen, daß bei Verheirateten die Familie und die gemeinsame Wohnung immer noch den zentralen Ort der gemeinsamen Interaktion und Kommunikation darstellen, im Gegensatz zu den Ledigen in den städtischen Regionen.

Wie die Wohnentfernung der Ledigen in Berlin zu den von ihnen genannten Personen deutlich

macht, leben nur 14 Prozent dieser im gleichen Haushalt und etwas über sieben Prozent in der Nachbarschaft. Dagegen leben rund 43 Prozent der genannten Personen im gleichen Ort, d. h. in Berlin, aber mehr als 15 Minuten von der eigenen Wohnung entfernt. In den ländlichen Regionen ist das anders. Hier leben die Ledigen mit den Personen, die sie nennen, zu 33 Prozent im gleichen Haus oder aber mit weiteren 22 Prozent in der unmittelbaren Nachbarschaft. Ledige Landbewohner haben ihren Kommunikations- und Kontaktkreis überwiegend in unmittelbarer Nachbarschaft, während typischerweise in einer Stadt wie Berlin die Personen, mit denen man interagiert, weiter als 15 Minuten entfernt leben. In einer großen Stadt wie Berlin sind Kommunikation und Interaktion bei Ledigen aufgrund der unterschiedlichen Wohnentfernung schwächer ausgeprägt als in ländlichen Regionen²⁴.

Bei den Verheirateten finden wir zunächst – wie das schon bei der Kontakthäufigkeit war – einen sehr viel geringeren Unterschied als bei den Ledigen hinsichtlich der Personen, die genannt werden und die im gleichen Haus leben. Bei den Berlinern sind es etwa 33 Prozent der Genannten, in ländlichen Regionen rund 41 Prozent. Ein ähnlich deutlicher Unterschied wie bei den Ledigen zeigt sich hinsichtlich der anderen genannten Personen, da auch bei den Verheirateten in Berlin der größte Prozentsatz der genannten Personen weiter als 15 Minuten von der eigenen Wohnung entfernt lebt, im Gegensatz zu nur sieben Prozent in den ländlichen Regionen.

Diese unterschiedliche Struktur der Wohnentfernung, auch bei den verheirateten Personen, macht deutlich, daß Kommunikation und Interaktion in einer großen Stadt offenkundig – anders als in ländlichen Regionen – in erheblichem Umfang auch durch die Entfernungen, die in einer solchen Stadt zu überwinden sind, erschwert werden. Das läßt sich sicherlich im Sinne der These von Robert N. Bellah²⁵ interpretieren, der auf die Zufälligkeit der Verteilung der Orte täglicher Kommunikation hingewiesen hat.

Bei den Verheirateten in ländlichen Regionen ist die tägliche Interaktion sicherlich intensiver, doch führt die Abwanderung in den ländlichen Regionen dazu, daß der Anteil der Personen, die genannt werden und nicht mehr am gleichen Ort wohnen, mit 35 Prozent doch erheblich höher liegt als in Berlin mit nur 23 Prozent. Diese höhere Mo-

bilität in den ländlichen Regionen führt aber nicht dazu, daß die Kontakte mit den genannten Personen viel seltener werden als in einer großen Stadt wie Berlin, sondern nach Abbildung 4 sind Interaktion und Kommunikation der Verheirateten in den ländlichen Regionen sehr viel dichter und häufiger als in Berlin. Das kann daran liegen, daß die Mobilität der Personen, mit denen man in ländlichen Regionen noch Kontakt hält, sich auf die unmittelbaren Nachbarorte konzentriert, während Mobilität von Berlin heraus immer auch bedeutet hat, sich weit von Berlin zu entfernen.

Trotz dieser sehr unterschiedlichen Struktur der Kontakthäufigkeit und der höchst unterschiedlichen Wohnentfernung zu den Kontaktpartnern in Berlin und in ländlichen Regionen ist es erstaunlich, daß sich die Häufigkeiten der Kontakte der genannten Personen zu den Befragten weniger nach der regionalen Herkunft unterscheiden als nach dem Familienstand (vgl. Abbildung 5).

Von allen Personen werden von den Ledigen sowohl in ländlichen als auch städtischen Regionen die Eltern am häufigsten genannt, wenn es darum geht, mit welchen Personen man kommuniziert und in Kontakt steht. Als nächstes werden in beiden Fällen Bekannte genannt, d. h. Arbeitskollegen, Freunde, Nachbarn und Kollegen aus Sportvereinen, danach folgen Geschwister und Verwandte. Partner tauchen in Relation zu diesen vorgenannten Gruppen mit rund sieben Prozent der Nennungen sowohl in städtischen als auch in ländlichen Regionen relativ selten auf, was wohl im wesentlichen darauf zurückzuführen ist, daß die Partner insgesamt nur eine von 18 gegebenen Möglichkeiten waren.

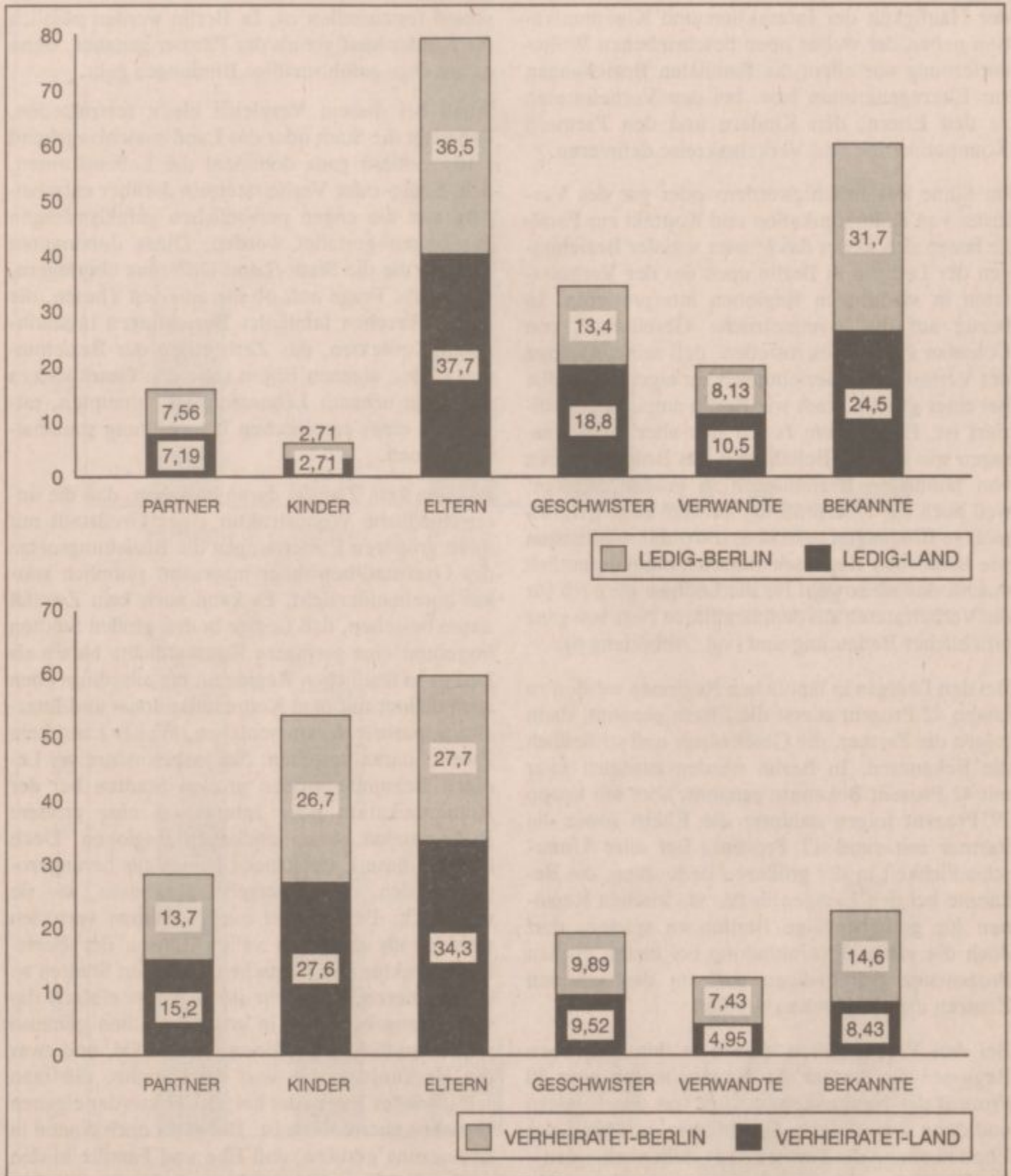
Bei den Verheirateten verlieren Bekannte, Verwandte und Geschwister an Bedeutung, während neben den Eltern Kinder und Partner besonders häufig genannt werden. Zweifellos lassen sich die unterschiedlichen Muster bei den Ledigen und den Verheirateten dahingehend interpretieren, daß die Ledigen noch eher in der eigenen Herkunftsfamilie verankert sind und ihre Kontakte von dort aufbauen, und zwar sowohl in Berlin als auch in den ländlichen Regionen. Dagegen konzentrieren sich bei den Verheirateten die Kontaktpersonen zunächst einmal neben den Eltern als Herkunftsfamilie auf die eigene neu gegründete Familie.

Dieses eindeutig erst auf die Herkunftsfamilie und dann auf die eigene neu gegründete Familie bezogene soziale Netz wirft die Frage auf, ob die von Coleman in seiner asymmetrischen Gesellschaft formulierte These richtig ist, daß in ländlichen stärker als in städtischen Regionen die Kernfamilie

24 Vgl. H. Bertram (Anm. 13).

25 Vgl. Robert N. Bellah, *The Good Society*, New York 1992.

Abbildung 5: Häufigkeit der Kontakte zu genannten Personen, differenziert nach Beziehung und Familienstand der Befragten (in Prozent)



Quelle: HansBertram, DJI-Familien-Survey 1, 1991.

von einem dichten Kommunikationsnetz von Nachbarschaft, Verwandtschaft und Bekannten umgeben sei, während dieses Netz in den städtischen Regionen brüchig geworden sei. In den hier untersuchten Regionen scheint das Muster sozialer

Beziehungen doch recht eindeutig familienzentriert zu sein, wobei die Eltern sowohl bei den Ledigen als auch bei den Verheirateten Angelpunkt der Kommunikations- und Kontaktstruktur sind. Denn in beiden Regionen sind bei den Verheirate-

ten wie bei den Ledigen die Eltern die am häufigsten genannten Kontaktpersonen. Daher muß man möglicherweise davon ausgehen, daß hinsichtlich der Häufigkeit der Interaktion und Kommunikation neben der weiter oben beschriebenen Wohnentfernung vor allem die familialen Beziehungen zur Elterngeneration bzw. bei den Verheirateten zu den Eltern, den Kindern und den Partnern Kommunikation und Verkehrskreise definieren.

Im Sinne des Brüchigwerdens oder gar des Verlustes von Kommunikation und Kontakt zur Familie lassen sich weder das Muster sozialer Beziehungen der Ledigen in Berlin noch das der Verheirateten in städtischen Regionen interpretieren. In bezug auf die asymmetrische Gesellschaft von Coleman ist hier festzustellen, daß seine Aussage des Verlustes der Beziehungen zur eigenen Familie bei einer großen Stadt wie Berlin empirisch falsifiziert ist. Falsifizieren lassen sich aber auch Aussagen wie die von Bellah über das Brüchigwerden von familialen Beziehungen in großen Städten, weil auch die Überprüfung, zu wem enge gefühlsmäßige Bindungen bestehen, sowohl in städtischen wie ländlichen Regionen zunächst einmal deutlich macht, daß sie sowohl für die Ledigen als auch für die Verheirateten aus dem familiären Netz von ganz erheblicher Bedeutung sind (vgl. Abbildung 6).

Bei den Ledigen in ländlichen Regionen werden zu knapp 42 Prozent zuerst die Eltern genannt, dann folgen die Partner, die Geschwister und schließlich die Bekannten. In Berlin werden zunächst zwar mit 42 Prozent Bekannte genannt, aber mit knapp 29 Prozent folgen dahinter die Eltern sowie die Partner mit rund 17 Prozent. Bei aller Unterschiedlichkeit in der größeren Bedeutung, die Bekannte bei den Ledigen in den städtischen Regionen für gefühlsmäßige Bindungen spielen, darf doch die starke Elternbindung bei einem großen Prozentsatz der Ledigen auch in den urbanen Zentren nicht übersehen werden.

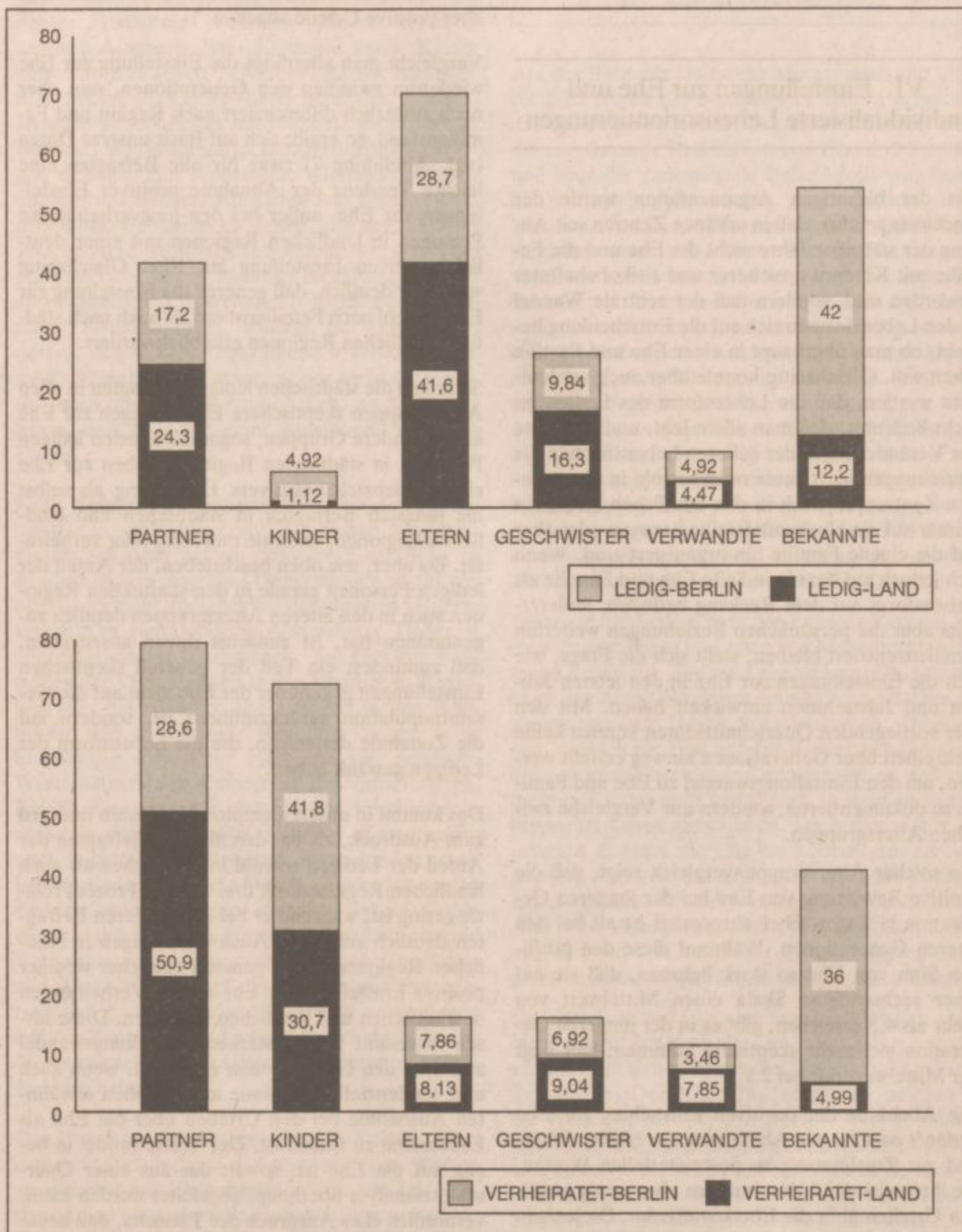
Bei den Verheirateten spielen in den ländlichen Regionen die Partner die Hauptrolle mit über 50 Prozent der Nennungen, gefolgt von den Kindern und dann den übrigen. Das Muster, daß nach der Eheschließung die Partner und – falls vorhanden – die Kinder am häufigsten genannt werden, während alle anderen Personen einschließlich der Eltern deutlich an Bedeutung verlieren, zeigt sich in gleicher Weise auch in Berlin. Daher ist zunächst einfach festzustellen, daß die Entscheidung für Kinder auch die persönliche Beziehungsstruktur – im Vergleich zu den Ledigen – ganz deutlich verändert: Ehepartner und Kinder sind die Personen, zu denen jetzt die stärkste gefühlsmäßige Bindung be-

steht. Nicht uninteressant erscheint allerdings, daß hinsichtlich ländlicher und städtischer Regionen innerhalb des Familiennetzes ein deutlicher Unterschied festzustellen ist. In Berlin werden nämlich die Kinder häufiger als der Partner genannt, wenn es um enge gefühlsmäßige Bindungen geht.

Auch bei diesem Vergleich bleibt festzustellen, daß nicht die Stadt oder das Land ausschlaggebend sind, sondern ganz dominant die Lebensformen, d. h. Ledig- oder Verheiratetsein darüber entscheiden, wie die engen persönlichen gefühlsmäßigen Bindungen gestaltet werden. Diese dominanten Muster, die die Stadt-/Land-Differenz überlagern, werfen die Frage auf, ob die zitierten Thesen, die das Zerschneiden familialer Beziehungen in städtischen Kontexten, das Zerschneiden der Beziehungen zu den eigenen Eltern oder den Geschwistern als Folge urbaner Lebensformen behaupten, tatsächlich einer empirischen Überprüfung standhalten können.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß die unterschiedliche Wohnstruktur einer Großstadt mit ihren größeren Entfernungen die Beziehungsnetze der Großstadtbewohner insgesamt räumlich stärker auseinanderzieht. Es kann auch kein Zweifel daran bestehen, daß Ledige in den großen Städten insgesamt eine geringere Kontaktdichte haben als Ledige in ländlichen Regionen, die allerdings eben auch dichter mit dem Kommunikations- und Interaktionspartner zusammenleben. Weiter kann kein Zweifel daran bestehen, daß insbesondere bei Ledigen Bekannte in den großen Städten bei der Kommunikation oder Interaktion eine größere Rolle spielen als in ländlichen Regionen. Doch können diese Unterschiede keinesfalls herangezogen werden, um weitergehende Thesen, wie sie von Beck, Bellah oder auch Coleman vertreten werden, als empirisch valide Thesen der Beziehungsstruktur von Menschen in großen Städten zu interpretieren. Vielmehr ist zunächst einfach davon auszugehen, daß in großen Städten genauso wie in ländlichen Regionen die Familie, und zwar die Herkunftsfamilie und die Familie, die man selbst wieder gegründet hat, der Fokus der eigenen Beziehungsstrukturen ist. Dabei sei noch einmal in Erinnerung gerufen, daß Ehe und Familie in den großen Städten sich zunehmend als eine weniger gewählte Lebensform darstellen, so daß die hier bei den Ledigen nachgewiesenen Beziehungsmuster eine zunehmend dominante Form der Beziehungsstruktur in den großen urbanen Zentren werden. Daher kann dieser Abschnitt mit der These, die schon oben formuliert wurde, abschließen, daß nicht Lebensformen brüchig werden, sondern die Entscheidung für bestimmte Lebensformen sowohl

Abbildung 6: Stärkste gefühlsmäßige Bindungen der Befragten (in Prozent)



Quelle: Hans Bertram, DJI-Familien-Survey 1, 1991.

in städtischen wie in ländlichen Regionen die Beziehungsmuster definieren.

VI. Einstellungen zur Ehe und individualisierte Lebensorientierungen

Mit der bisherigen Argumentation wurde der Nachweis geführt, daß in urbanen Zentren seit Anfang der siebziger Jahre nicht die Ehe und die Familie mit Kindern unsicherer und risikobehafteter geworden sind, sondern daß der zentrale Wandel in den Lebensformen sich auf die Entscheidung bezieht, ob man überhaupt in einer Ehe und Familie leben will. Gleichzeitig konnte aber auch verdeutlicht werden, daß die Lebensform des Ledigseins nicht bedeutet, daß man allein lebt, und daß trotz der Veränderungen der äußeren Lebensformen die Beziehungen auch heute noch sowohl in den urbanen Zentren als auch in den ländlichen Regionen primär auf die Herkunftsfamilie bezogen oder aber auf die eigene Familie hin organisiert sind. Wenn sich jedoch auf der einen Seite Ehe und Familie als Lebensform auf dem Rückzug befinden, andererseits aber die persönlichen Beziehungen weiterhin familienzentriert bleiben, stellt sich die Frage, wie sich die Einstellungen zur Ehe in den letzten Jahren und Jahrzehnten entwickelt haben. Mit den hier vorliegenden Querschnittsdaten können keine Zeitreihen über Generationen hinweg erstellt werden, um den Einstellungswandel zu Ehe und Familie zu dokumentieren, sondern nur Vergleiche zwischen Altersgruppen.

Ein solcher Altersgruppenvergleich zeigt, daß die positive Bewertung von Ehe bei der jüngeren Generation viel schwächer ausgeprägt ist als bei den älteren Generationen. Während diese den positiven Sinn von Ehe so stark betonen, daß sie auf einer sechsstufigen Skala einen Mittelwert von mehr als 4,5 erreichen, gibt es in der jüngeren Generation viel mehr skeptische Stimmen; hier liegt der Mittelwert nur bei 2,9²⁶.

Die Abnahme der positiven Einstellung zur Ehe verläuft parallel zur Ablehnung materieller Werte und zur Zustimmung zu postmateriellen Werten, die ihrerseits deutlich mit denen eher wenig positiven Urteilen über die Ehe kovariieren. Diejenigen Personen, die ihre individuelle Freiheit betonen, die persönliche Lebensorientierungen und nicht gesellschaftliche Gegebenheiten in den Mittelpunkt ihres Wertehorizontes stellen, haben in der

Regel zur Ehe ein eher negatives Urteil, während die mehr auf Ordnung und Sicherheit Bedachten eher positive Urteile abgeben²⁷.

Vergleicht man allerdings die Einstellung zur Ehe wiederum zwischen den Generationen, nun aber noch zusätzlich differenziert nach Region und Familienstand, so ergibt sich auf Basis unserer Daten (vgl. Abbildung 7) zwar für alle Befragten eine leichte Tendenz der Abnahme positiver Einstellungen zur Ehe, außer bei den jungverheirateten Personen in ländlichen Regionen mit einer deutlich positiven Einstellung zur Ehe. Gleichzeitig wird aber deutlich, daß generell die Einstellung zur Ehe sowohl nach Familienstand als auch nach städtisch/ländlichen Regionen erheblich variiert.

So zeigen die städtischen ledigen Befragten in allen Altersgruppen skeptischere Einstellungen zur Ehe als alle andere Gruppen; sogar die ältesten ledigen Personen in städtischen Regionen haben zur Ehe eine tendenziell negativere Einstellung als selbst die jüngsten Befragten in städtischen und ländlichen Regionen, seien sie nun ledig oder verheiratet. Da aber, wie oben beschrieben, der Anteil der ledigen Personen gerade in den städtischen Regionen auch in den älteren Altersgruppen deutlich zugenommen hat, ist zunächst davon auszugehen, daß zumindest ein Teil der generell skeptischen Einstellungen gegenüber der Ehe nicht auf die Gesamtpopulation zurückzuführen ist, sondern auf die Zunahme derjenigen, die die Lebensform der Ledigen gewählt haben.

Das kommt in unseren empirischen Daten insofern zum Ausdruck, als bei den ältesten Befragten der Anteil der Ledigen sowohl in städtischen als auch ländlichen Regionen mit drei bis fünf Prozent relativ gering ist, während er bei den jüngeren Befragten deutlich zunimmt. Auch die Ledigen in ländlichen Regionen haben generell eine eher weniger positive Einstellung zur Ehe als die Verheirateten in städtischen und ländlichen Regionen. Diese lassen insgesamt keinen starken Einstellungswandel zwischen den Generationen erkennen, wenn auch eine tendenzielle Abnahme mit der oben erwähnten Ausnahme bei den Urteilen über die Ehe als Lebenssinn zu finden ist. Der Wertewandel in bezug auf die Ehe ist, soweit das aus einer Querschnittsanalyse überhaupt abgeleitet werden kann, vermutlich eher Ausdruck der Tatsache, daß heute immer mehr Menschen die Lebensform des Ledigseins wählen, als eines Wechsels von Einstellungs- und Lebensmustern.

27 Vgl. hierzu den Beitrag von Thomas Gensicke in diesem Heft.

26 Vgl. H. Bertram (Anm. 13).

Eine zunehmend geringere Wertschätzung findet man zunächst auch bei jüngeren Befragten bei dem Faktor „Kinder als Lebenssinn“. Zu diesem Faktor gehören Aussagen, wie „Es macht Spaß, Kinder aufwachsen zu sehen“, „Kinder gehören zum eigenen Leben“, „Kinder bereichern das Leben“, „Kinder geben einem das Gefühl, gebraucht zu werden“. Wie aus unseren Daten deutlich wird, ergibt sich hier eine signifikante Altersabhängigkeit und ein fast linearer Rückgang von den um 1935 geborenen Befragten zu denen, die von 1965 bis 1968 geboren wurden. Doch ähnlich wie schon bei „Ehe als Lebenssinn“ ist dieser Rückgang nicht auf einen generellen Wertwandel in unserer Gesellschaft zurückzuführen, sondern im wesentlichen darauf, daß in einer zunehmend urbanen Gesellschaft immer mehr Personen, aus welchen Gründen auch immer, sich entschließen, als Ledige zu leben, und zwar mit einer zunehmend größeren Dauer.

Nach Abbildung 7 unterscheiden sich die Verheirateten in städtischen und ländlichen Regionen hinsichtlich ihrer extrem positiven Einstellung zu Kindern in den einzelnen Generationen so gut wie überhaupt nicht, lediglich bei der jüngsten Generation gibt es eine deutliche Abweichung. Dabei ist allerdings darauf hinzuweisen, daß hier die Fallzahlen der Verheirateten in den städtischen Regionen sehr niedrig sind. Die Ledigen in den ländlichen und städtischen Regionen zeigen ganz unabhängig vom Alter eine sehr viel geringere Wertschätzung von Kindern als die Verheirateten. Ein Wertewandel hat also bei den Verheirateten zwischen den Generationen weder in städtischen noch in ländlichen Kontexten stattgefunden; auch bei den Ledigen sind die Wertmuster zwischen den Generationen weitgehend stabil geblieben. Geändert hat sich allein die Verteilung der Ledigen und Verheirateten zwischen den einzelnen Generationen. Das bedeutet, daß die fast lineare Verminderung der Zustimmung zu Kindern im wesentlichen auf die Zunahme der Ledigen zurückzuführen ist, die immer schon eher skeptische Einstellungen zu Kindern hatten.

Die Zunahme der Ledigen in den Städten führt demgemäß auch dazu, daß man es in den Städten zunehmend mit Einwohnern zu tun hat, die Kindern keine besondere Bedeutung mehr zumessen. Das muß sich nicht als Kinderfeindlichkeit äußern, aber Personen, die unabhängig vom Alter Kindern gegenüber neutrale bis eher negative Einstellungen artikulieren, ist es vermutlich schwer zu vermitteln, daß gerade in Städten eine Politik für Kinder notwendig ist.

VII. Zusammenfassung

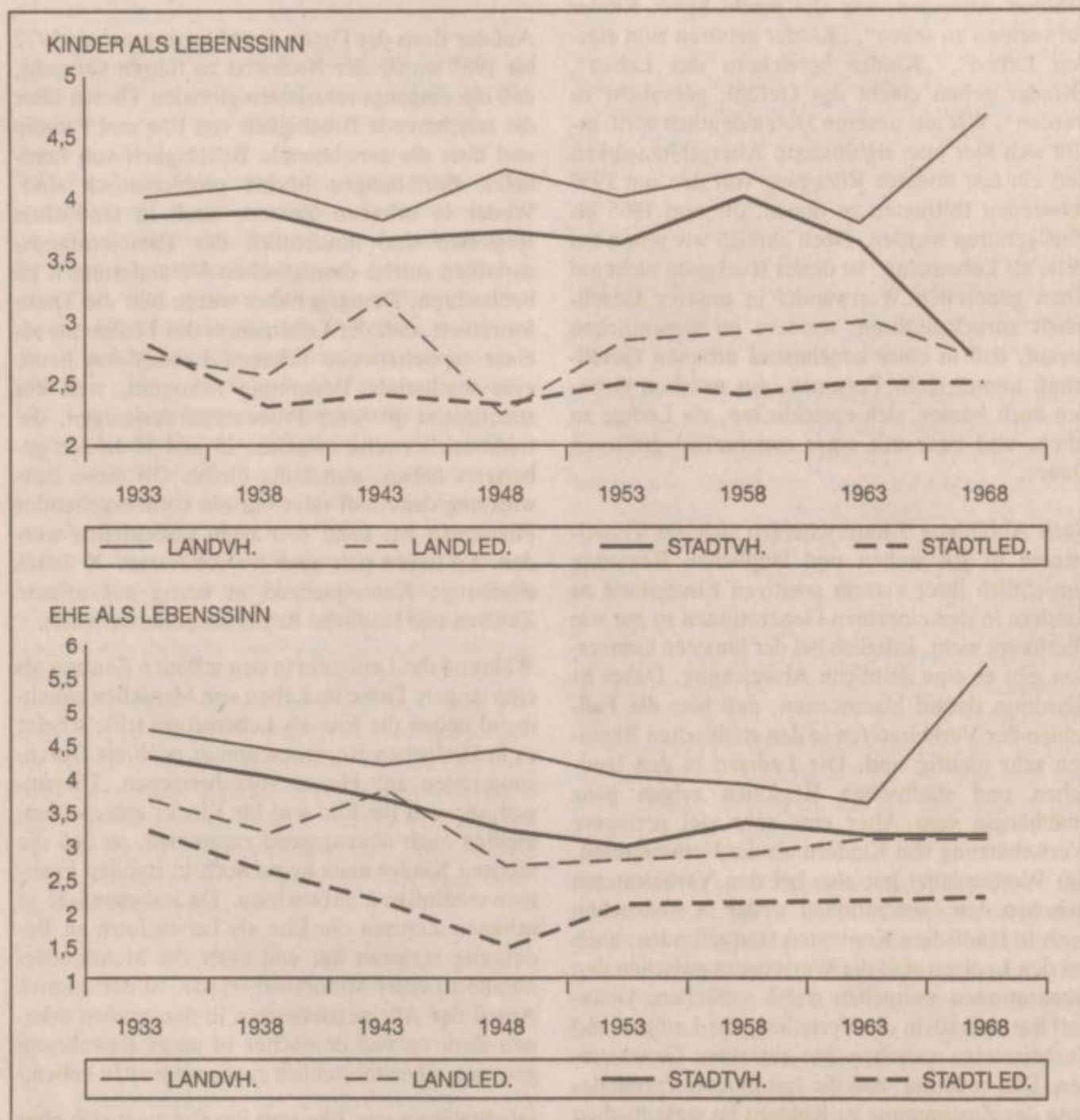
Auf der Basis der Daten des Mikrozensus von 1972 bis 1987 wurde der Nachweis zu führen versucht, daß die eingangs referierten globalen Thesen über die zunehmende Brüchigkeit von Ehe und Familie und über die zunehmende Beliebtheit von familialen Beziehungen höchst problematisch sind. Weder in urbanen Zentren noch in ländlichen Regionen sind hinsichtlich der Familienstandsvariablen solche dramatischen Veränderungen zu beobachten. Demgegenüber wurde hier die These formuliert, daß der Lebensform des Ledigseins als einer typischerweise urbanen Lebensform heute eine wachsende Bedeutung zukommt, weil ein zunehmend größerer Prozentsatz derjenigen, die traditionellerweise zwischen 25 und 45 Jahren geheiratet haben, nun ledig bleibt. Ob diese Entwicklung dauerhaft oder nur ein vorübergehendes Phänomen ist, kann hier nicht entschieden werden. Es lassen sich aber für die letzten 20 Jahre eindeutige Konsequenzen in bezug auf urbane Zentren und ländliche Regionen herausarbeiten.

Während das Ledigsein in den urbanen Zentren als eine längere Phase im Leben von Menschen zunehmend neben die Ehe als Lebensform tritt, scheint es in ländlichen Regionen immer noch als Durchgangsphase zur Heirat vorzuherrschen. Diejenigen, die sich für Ehe und für Kinder entscheiden, bleiben auch überwiegend zusammen, so daß die meisten Kinder auch heute noch in stabilen Familienverhältnissen aufwachsen. Da insbesondere in urbanen Zentren die Ehe als Lebensform an Bedeutung verloren hat und auch die Mehrkinderfamilie zu einer Minderheit wurde, ist der relative Anteil der Alleinerziehenden in den großen urbanen Zentren viel deutlicher in unser Bewußtsein getreten, ohne tatsächlich zugenommen zu haben.

Die Stabilität von Ehe und Familie zeigt sich aber nicht nur auf der Basis der Daten des Mikrozensus, sondern läßt sich auch mit den Daten des Familien-Surveys des Deutschen Jugendinstituts belegen²⁸, die Auskunft darüber geben, inwieweit in städtischen und ländlichen Regionen Ehepaare in erster Ehe zusammenleben bzw. Paare, die nicht verheiratet sind, mit einem Partner länger als ein Jahr zusammen sind, belegen. Bei den befragten Ehepaaren lebt die überwältigende Mehrheit mit dem ersten Ehepartner in häuslicher Gemeinschaft, und ein „*living apart together*“, wie Hoffmann-Nowotny vermutet, findet sich in einer Großstadt wie

28 Vgl. H. Bertram (Anm. 13).

Abbildung 7: Werte und Lebensformen: Bewertung von „Kinder als Lebenssinn“ und „Ehe als Lebenssinn“ in Abhängigkeit von Region (Stadt/Land), Lebensform (verheiratet/ledig) und Geburtsjahr (Mittelwerte auf einer sechsstufigen Skala)



Quelle: Hans Bertram, DJI-Familien-Survey 1, 1991.

Berlin bei Verheirateten so gut wie gar nicht. Dagegen ist bei Ledigen die Lebensform des dauerhaften Partners, mit dem man zwar zusammen ist, aber nicht die Wohnung teilt, zu einem dominanten Muster geworden, das tatsächlich ein neues Phänomen in den urbanen Zentren darstellt.

Trotz der deutlichen Zunahme der Lebensform der Ledigen in den großen urbanen Zentren mit teilweise Nicht-Zusammenleben bleiben sowohl

hier als auch in den ländlichen Regionen Kommunikation und Interaktion aller Befragten überwiegend familienzentriert. Die Unterschiede zwischen städtischen und ländlichen Regionen hinsichtlich der Kommunikations- und Interaktionsstrukturen sind weniger stark ausgeprägt als die zwischen Ledigen und Verheirateten. Ledige Personen sind in ihrer Kommunikation und Interaktion überwiegend auf die eigene Herkunftsfamilie – insbesondere die Eltern – und Bekannte hin konzentriert,

während Verheiratete viel häufiger neben den eigenen Eltern Partner und Kinder als Kommunikations- und Interaktionspartner nennen.

Die deutlich geringere Interaktions- und Kommunikationsdichte der Ledigen in den urbanen Zentren ist im wesentlichen auf die ganz unterschiedliche Wohnstruktur in Stadt und Land zurückzuführen. Während in ländlichen Regionen Ledige wie Verheiratete ihre familialen und sonstigen Interaktionspartner überwiegend im unmittelbaren Umfeld innerhalb des gleichen Ortes erreichen können und den größten Teil ihrer Kommunikation und Interaktion sogar im gleichen Haus oder in unmittelbarer Nachbarschaft abwickeln, müssen Ledige in Berlin oder auch in München längere Wege auf sich nehmen, um zu kommunizieren und interagieren. Dieser Unterschied wurde im Sinne von Robert N. Bellahs These interpretiert, daß die Organisation des Alltagslebens aufgrund der großen Zufälligkeit der Orte in großen Städten, die man täglich aufzusuchen hat, zu lockeren Kommunikations- und Interaktionsstrukturen geführt hat. Diese Strukturen sind aber in den großen urbanen Zentren wie Berlin und in ländlichen Regionen in bezug auf die Lebensformen so ähnlich, daß die These von James Coleman, in den großen Städten existiere die notwendige Unterstützung für Ehe und Familie in Nachbarschaft und Verwandtschaft nicht mehr, falsifiziert ist, weil sich Berlin in diesem Punkt nicht von ländlichen Regionen der Bundesrepublik Deutschland unterscheidet. Umgekehrt vermutet Colemann in ländlichen Regionen eine höhere Unterstützung, als sie tatsächlich gegeben wird.

Bei den hier untersuchten Werten und Einstellungen, nämlich Postmaterialismus, Einstellung zu

Ehe und zu Kindern, konnte zunächst ganz im Sinne der immer wieder diskutierten These des Wertewandels der Nachweis geführt werden, daß sich die jüngeren Generationen gegenüber den älteren deutlich hinsichtlich ihres größeren Postmaterialismus, ihrer eher negativen Einstellung zur Ehe und ihrer größeren Distanz zu Kindern abheben. Diese Unterschiede sind aber nicht Ausdruck eines generellen Wertewandels in der gesamten Bevölkerung, sondern mehr, als bisher im öffentlichen Bewußtsein zur Kenntnis genommen wurde, Ausdruck der Tatsache, daß Ledige ganz unabhängig von ihrem Lebensalter und größtenteils ganz unabhängig davon, ob sie in Berlin oder in ländlichen Regionen leben, sowohl zur Ehe als auch zu Kindern viel skeptischere Einstellungen haben als Verheiratete. Der Wertewandel ist Ausdruck der Tatsache, daß ein zunehmend größerer Prozentsatz Jüngerer aus Gründen, die hier nicht im einzelnen untersucht wurden, die Lebensform des Ledigseins wählt und im Rahmen dieser dieselben Einstellungen zu Ehe, Familie, Kindern und zum Postmaterialismus zum Ausdruck bringt wie die ältere Generation der Ledigen.

Ob dieser Prozeß zu stoppen ist, welche Ursachen diese deutlichen Veränderungen der Lebensformen haben und welche Konsequenzen sich möglicherweise weiterhin für unsere Gesellschaft daraus ergeben, konnte im Rahmen dieses Aufsatzes nicht untersucht werden. Hier ging es um den Nachweis, daß jene globalen Thesen von James Coleman über die moderne Gesellschaft ebenso falsch sind wie jene, die Ulrich Beck seit vielen Jahren über die neue Unsicherheit und neue Beliebigkeit moderner Gesellschaften in bezug auf Ehe und Familie zwar brillant, aber empirisch falsch formuliert.

Wertewandel und Familie

Auf dem Weg zu „egoistischem“ oder „kooperativem“ Individualismus?

I. Zerfall der Familie?

Hans Bertram¹ hat festgestellt, daß die Diskussion über Zustand und Zukunft der Familie heute von einer „modischen Kritik am Individualismus moderner Gesellschaften“ geprägt ist: Prominente Autoren behaupten die Auflösung von Sozialbeziehungen und Institutionen, die die Individuen bisher zusammenhielten und zu Gemeinschaften verbanden. Solche globalen Thesen entsprechen dem Zeitgeist der neunziger Jahre und können sich daher der besonderen Aufmerksamkeit der Medien erfreuen: Wir hätten heute mit den verderblichen Spätfolgen eines verhängnisvollen gesellschaftlichen Wertewandels zu kämpfen, lautet der Tenor.

1968 revoltierten die Studenten und stellten die gesellschaftlichen Autoritäten in Frage. Das war ein erster lautstarker und daher medienwirksamer Ausdruck einer „stillen Revolution“. Die Bundesrepublik Deutschland erlebte in kurzer Zeit einen Werteschub weg von Pflicht- und Akzeptanzwerten hin zu Selbstentfaltungswerten², der das Bedürfnis nach individueller Selbstentfaltung zum obersten Kulturprinzip einer selbstbewußten modernen Gesellschaft erhob. In der Bevölkerung sank die Bereitschaft, sich bedingungslos gesellschaftlichen Autoritäten unterzuordnen. Eine Wertorientierung wie etwa „Sich in eine Ordnung einfügen, sich anpassen“, wurde 1967 noch von 61 Prozent der Bundesdeutschen für „besonders wichtig“ gehalten. Heute kann sich nur noch eine Minderheit von 39 Prozent damit anfreunden. Die Vorstellung, seine Kinder zu „Gehorsam und Unterordnung“ erziehen zu wollen, ist weitgehend aus den Erziehungszielen verschwunden³.

1 Vgl. den Beitrag von Hans Bertram in diesem Heft.

2 Vgl. Helmut Klages, Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen, Frankfurt am Main-New York 1984; ders., Wertedynamik. Über die Wandelbarkeit des Selbstverständlichen, Zürich 1988; ders., Traditionsbruch als Herausforderung. Perspektiven der Wertewandelsgesellschaft, Frankfurt am Main-New York 1993.

3 Vgl. Allensbacher Jahrbuch für Demoskopie, Bd. IX: 1984-1992, Allensbach 1993; EMNID-Berichte.

Mit anderen Worten: Die Westdeutschen schüttelten die Reste jener „Untertanenmentalität“ ab, die einer sich modernisierenden demokratischen Gesellschaft nicht mehr entsprachen. Dieser Vorgang, den man in allen modernen Gesellschaften beobachten kann, verlief in Deutschland besonders heftig und war zudem stark ideologisch geprägt. Da man es in der Adenauerzeit versäumt hatte, Nationalsozialismus und Faschismus ernsthaft zu thematisieren, bot sich mittels des Antifaschismus dem marxistischen Utopismus noch einmal die Chance für eine Spätblüte.

Die Auseinandersetzungen im „ideologischen Überbau“ gingen jedoch an dem vorbei, was die Menschen wirklich bewegte. Sie hatten in den fünfziger und sechziger Jahren innerhalb relativ kurzer Zeit eine Ausweitung ihres *Freiheitsspielraums* erlebt, wie er historisch wohl ohne Beispiel ist. Aus bescheidenen und sparsamen Verbrauchern wurden kaufkräftige und souveräne Konsumenten. Der Wohlfahrtsstaat minimierte Lebensrisiken. Das Fernsehen, die Motorisierung und die Auslandsreisen erweiterten den Horizont – auch der einfachen Leute. Die Medien versetzten den Bürger zunehmend in die Rolle eines eigenwilligen und kritischen „Endverbrauchers“ von Politik.

Die Ausdehnung des Freiheitsspielraumes blieb nicht ohne Folgen für die private Lebensführung. Besonders davon betroffen war die Ehe, eine durch lange Tradition geheiligte Institution. Aus einer patriarchalischen und wirtschaftlichen Zweckgemeinschaft sollte nun eine Gemeinschaft des Zusammenlebens werden, eine, die auf gegenseitiger Zuneigung und Gleichberechtigung beruhte. Funktionierte das nicht, mußte sie auflösbar sein. Die Folge der gewandelten Mentalität war eine Verdoppelung der Scheidungsquoten in der Bevölkerung seit den sechziger Jahren⁴.

Man muß jedoch wissen, daß die Bevölkerung nie jene alternative Kritik mitvollzog, die sich gegen Ehe und Familie als solche richtete. Sie wollte eine *Liberalisierung* von Ehe und Familie, die sie an-

4 Vgl. hierzu auch den Beitrag von Elisabeth Beck-Gernsheim in diesem Heft.

sonsten als Hort emotionaler Geborgenheit sehr schätzte.

Auch die nachwachsende Generation war und ist nicht gegen Ehe und Familie eingestellt. Ihre „Strategie“ besteht derzeit vielmehr darin, die Familiengründung im Interesse der beruflichen Entwicklung immer weiter hinauszuschieben. Die Folge ist eine zunehmende *Singularisierung* der Wohnweise, die vor allem in den für die berufliche Entwicklung attraktiveren städtischen Ballungsgebieten zu beobachten ist. Ein Drittel der Bevölkerung lebt inzwischen als Single, in Großstädten bereits die Mehrheit. Alternative Lebensformen spielen eine eher untergeordnete Rolle. Diese Singularisierung ist jedoch nicht mit Vereinsamung zu verwechseln. Die Singles leben in einem recht dichten Netz persönlicher Beziehungen⁵.

Die deutlich gewachsene Zeitspanne zwischen dem Auszug junger Menschen aus dem Elternhaus und der Familiengründung ist zu einer wichtigen privaten und beruflichen Experimentier- und Entwicklungsphase geworden. Es müssen der passende Partner und berufliche Weg gefunden werden.

Anders als die modische Zeitkritik möchte ich mich dem Thema „Wertewandel und Familie“ konstruktiv – mit den folgenden Fragen – nähern:

1. Führen der Wertewandel in Richtung Selbstentfaltung und die daraus folgende Zunahme des Singledaseins zwangsläufig zur Unfähigkeit, überhaupt feste Beziehungen einzugehen?
2. Vollzieht der Wertewandel sich nicht vielmehr in bestimmten Pfaden und legen diese Pfade nicht auch verschiedene Einstellungen zu Ehe und Familie nahe?
3. Lassen sich günstigere und ungünstigere Entwicklungspfade für junge Menschen unterscheiden und wie kann man die günstigen fördern?

Ich möchte mit den spezifischen Antworten der Werte(wandels)forschung auf diese Fragen in die aktuelle Debatte um Ehe und Familie eingreifen. Diese sollen helfen, die Möglichkeiten der Einwirkung auf eine Industriegesellschaft zu verbessern, die sich immer noch durch „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ gegenüber der privaten

Lebensführung der Menschen auszeichnet. Damit meine ich das Desinteresse von Arbeitgebern und Politikern daran, wie Menschen mit ihrem Privatleben zurechtkommen, die in urbanen Zentren kreativ sein wollen und eine Karriere anstreben.

II. Der Wertewandel und seine Folgen

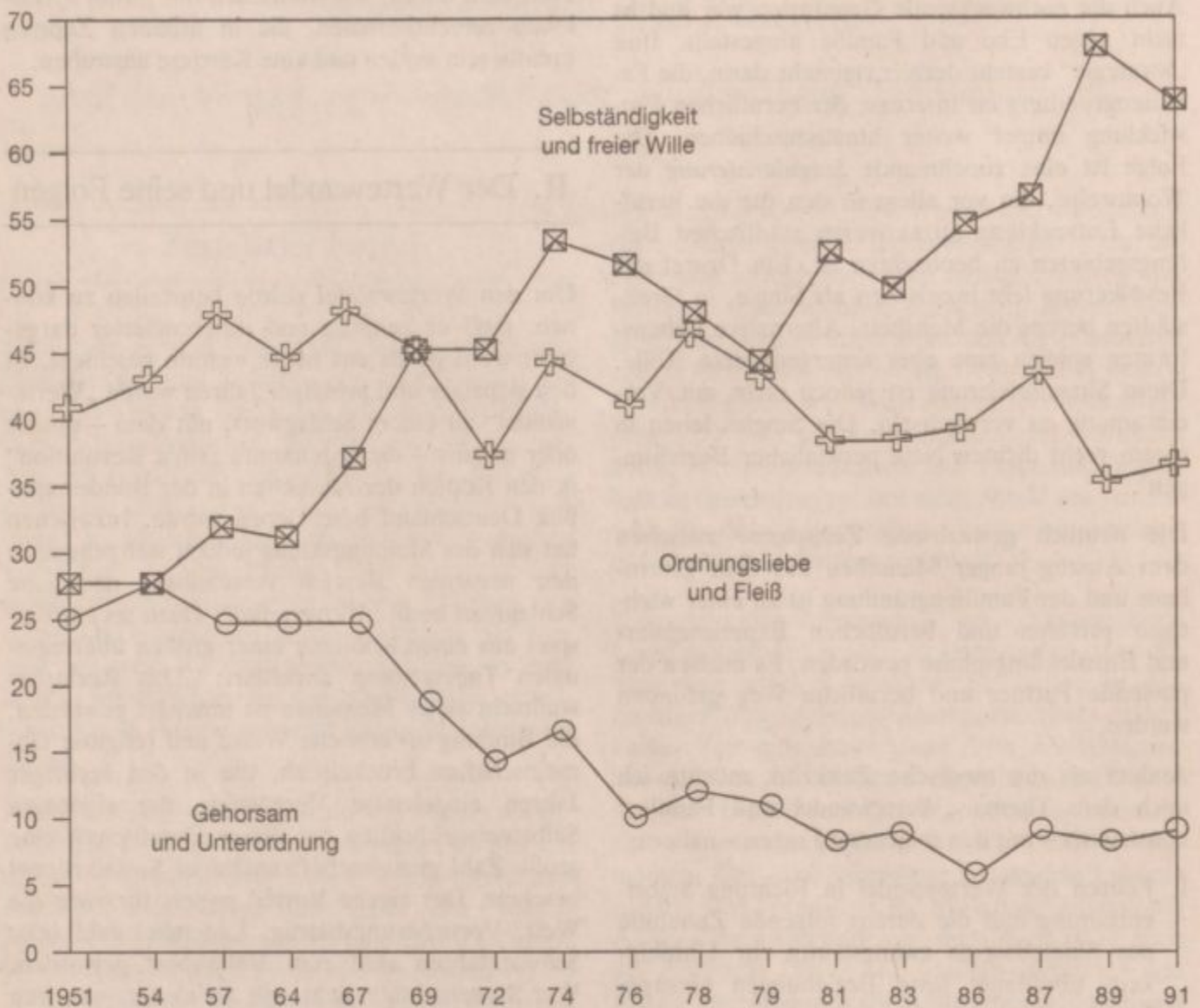
Um den Wertewandel richtig beurteilen zu können, muß er genauer und differenzierter dargestellt werden, als das heute weithin geschieht. In den siebziger und achtziger Jahren wurde „Wertewandel“ zu einem Schlagwort, mit dem – positiv oder negativ – die sogenannte „stille Revolution“ in den Köpfen der Menschen in der Bundesrepublik Deutschland beschrieben wurde. Inzwischen hat sich das Meinungsklima jedoch weitgehend in den negativen Bereich verschoben; das neue Schlagwort heißt „*Werteverfall*“. Dazu sei ein Beispiel aus einer Kolumne einer großen überregionalen Tageszeitung angeführt: „Das Rechtsbewußtsein vieler Menschen ist unscharf geworden, die Bindung an ethische Werte und religiöse Gemeinschaften bröckelt ab, die in den sechziger Jahren eingeleitete Vergötzung der rigorosen Selbstverwirklichung hat dieser Gesellschaft eine große Zahl gemeinschaftsunfähiger Sozialkrüppel beschert. Der eigene Vorteil regiert für viele die Welt. Versicherungsbetrug, Ladendiebstahl oder Schwarzfahren sind zum Volkssport geworden. Wer Steuern hinterzieht, gilt als clever, wer treu seine staatsbürgerlichen Pflichten erfüllt, gilt als beschränkt.“ Das Zitat stammt aus einer konservativen Zeitung, es könnte jedoch ebensogut der „Zeit“ oder dem „Spiegel“ entnommen sein. Dieser Umstand zeigt, daß es inzwischen eine „intellektuelle große Koalition“ gibt oder, wie Hans Küng sagte, einen neuen Konsens vom Papst bis zur „Zeit“⁶.

Der empirische Soziologe, der anhand von bevölkerungsweiten Befragungen einen breiten Überblick darüber besitzt, was in den Köpfen der Menschen vorgeht, kann über das Ausmaß an Unkenntnis und die Vorurteile, die hinsichtlich des Wertewandels verbreitet sind, nur den Kopf schütteln. Genauer gesagt: Er ist empört über eine heute grassierende Volksbeschimpfung, die von schlecht informierten gesellschaftlichen Eliten ausgeht, von Eliten, die es versäumt haben, ihre Hausaufgaben zu machen und für die Resultate

5 Vgl. den Beitrag von Hans Bertram in diesem Heft, S. 19 ff. und S. 22 ff.; außerdem ders. (Hrsg.), Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen, Opladen 1991.

6 Vgl. Zeitpunkte, (1994) 1.

Abbildung 1: Wandel der Erziehungswerte 1951–1991: Zeitlicher Verlauf von elterlichen Erziehungswerten in Westdeutschland (in Prozent)



Quelle: EMNID-Berichte.

ihres Nichtstuns und ihrer Ahnungslosigkeit die Bürger verantwortlich machen.

Was ist wirklich geschehen?

Der Wertewandel hat zu einer *Individualisierung* der Menschen und der gesellschaftlichen Beziehungen geführt. Die Lebensbedingungen der Menschen haben sich dahingehend gewandelt, daß von ihnen zunehmend individuelle Entscheidungen abgefordert werden, die sie auch persönlich zu verantworten haben. Tradition und Gewohnheiten, die bisher die Maßstäbe lieferten für das, was „angemessen“ und „sinnvoll“ war, fallen als „Ratgeber“ und „Entlastungsinstanz“ immer mehr aus. Das betrifft die Arbeitswelt, besonders stark jedoch das private Leben. Die Liberalisierung bzw. die immer besseren Möglichkeiten, das Leben nach individuellen Vorstellungen zu gestalten, und

der tendenzielle Wegfall traditioneller Normen machen umgekehrt eine stärkere rationale Planung des Privaten notwendig. Wenn heute ein Leben „gelingen“ soll, dann müssen Alternativen berücksichtigt und nach Maßgabe der eigenen Möglichkeiten die jeweils günstigsten ausgewählt werden.

Folgt aus diesem Trend zur Individualisierung nun, daß damit soziale und sekundäre Tugenden austerben müßten? Schaut man z. B. nach Amerika, in das Stammland des Individualismus, dann wird sehr schnell deutlich, daß Individualismus durchaus kompatibel mit Nationalstolz, Religiosität, Leistungsbereitschaft sowie einer hohen sozialen Hilfsbereitschaft und sozialen Vernetzung ist. Das Denken in sich gegenseitig ausschließenden Alternativen ist zwar in der Logik sinnvoll, führt aber nicht unbedingt zur Abbildung der Wirklichkeit.

Wo die Logik absolute Gegensätze festhält, werden in der Realität Kompromisse geschlossen. Wir sollten uns vom Denken in sich jeweils ausschließenden Alternativen – wie etwa Individualismus versus Gemeinschaftlichkeit oder Leistung versus Genuß – verabschieden und uns an ein Denken in Konstellationen gewöhnen – also Individualismus *und* Gemeinschaftlichkeit oder Leistung *und* Genuß usw. So läßt sich das vorliegende Datenmaterial wesentlich breiter erschließen und besser interpretieren.

Zu den sozialen Beziehungen und Werten:

Heute hat das Erziehungsleitbild „Selbständigkeit und freier Wille“ für zwei Drittel der Bundesbürger Priorität – gegenüber etwa einem Viertel Anfang der fünfziger Jahre (vgl. Abbildung 1). Diese Daten sind Ausdruck einer mentalen Anpassung der Bevölkerung an eine sich immer rascher modernisierende Gesellschaft. Dennoch: Ein soziales Erziehungsziel wie „Anderen helfen, wenn sie Hilfe benötigen“ hat im Wertesystem der Bundesbürger ebenfalls einen hohen Stellenwert. Interessant ist auch folgendes: Obwohl die Menschen heute mehr Individualität und Geltung beanspruchen, sind sie bereit, das auch anderen zuzugestehen. Erkennbar wird das am Aufstieg des Wertes *Toleranz* (vgl. Abbildung 2). Der Vorrang des Individuellen in den modernen Sozialbeziehungen läßt diese also nicht verdorren, sondern hat lediglich eine Änderung des Koordinatensystems zur Folge, in dem sich diese Beziehungen abspielen. Gehandelt wird nicht aufgrund verordneter sozialer Tugenden oder nach den Kriterien dessen, was sozial üblich ist, sondern auf Basis individueller Einsichten und individuell getroffener Entscheidungen.

Zu den Sekundärtugenden:

Auch für die Sekundärtugenden hat sich das Koordinatensystem geändert, in dem sie aktualisiert werden. Eltern gehen immer mehr davon aus, daß junge Menschen Selbständigkeit bei der Bewältigung von Aufgaben und Problemen gewinnen, sich diese also selbst erarbeiten müssen. Selbständige Menschen orientieren sich nicht mehr am Leitbild einer Einfügungsdisziplin, sondern erziehen sich lieber zur *Selbst*disziplin. Leistung bedeutet für sie, die individuellen Fähigkeiten herauszufordern und zu entwickeln. Die Arbeit soll Spaß machen, Erfolgserlebnisse ermöglichen und als sinnvoll empfunden werden können. Dabei ist die Bereitschaft zur Verantwortungsübernahme stark ausgeprägt, wie wir in unseren eigenen Erhebungen immer wieder feststellen. Das ist eine Konstellation, die sich Manager und Personalführer nur wünschen können, wenn sie menschliche Kreativität nutzen und

in wirtschaftlichen Erfolg umsetzen wollen. Doch wissen sie oft vielfach nichts von dem Potential, daß in ihren Mitarbeitern steckt.

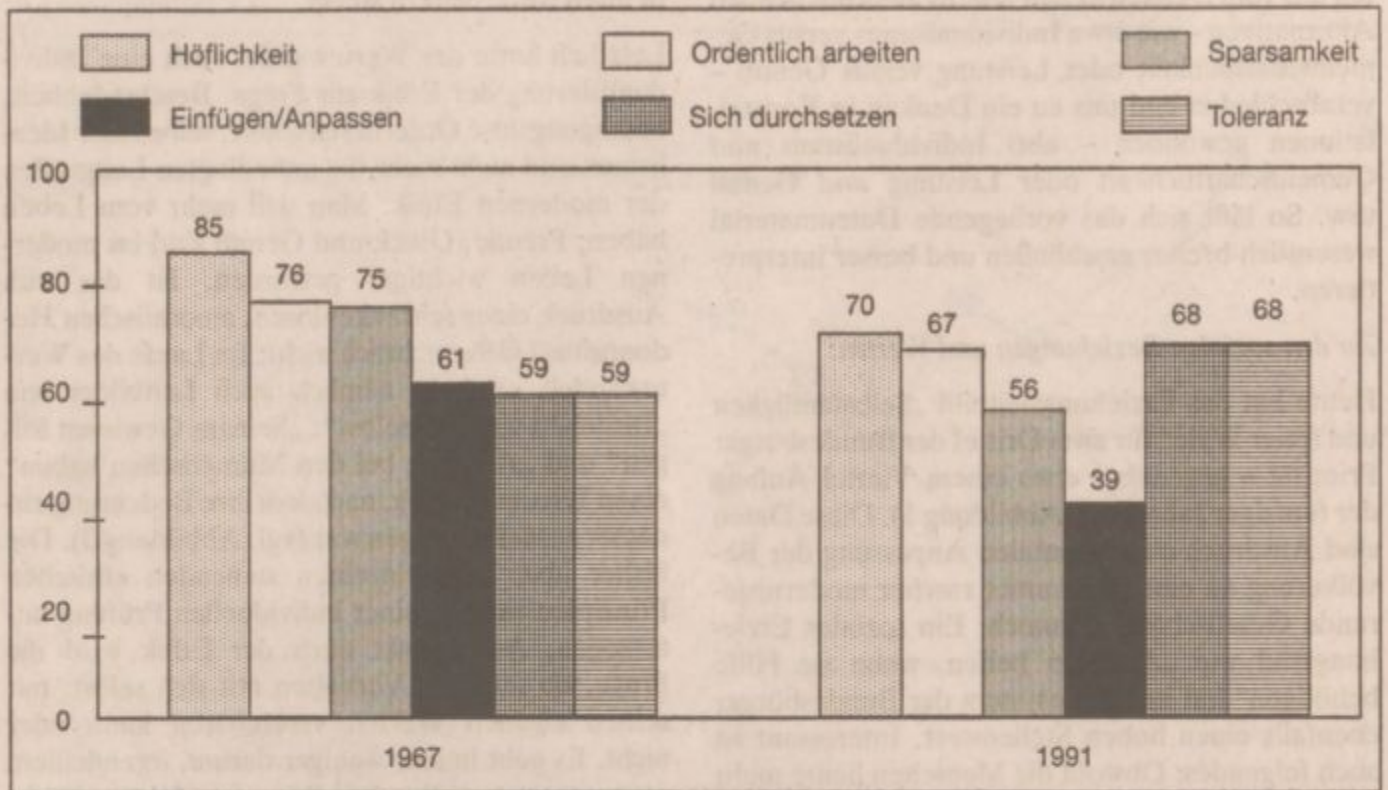
Letztlich hatte der Wertewandel auch eine Individualisierung der Ethik zur Folge. Bescheidenheit, bedingungslose Opferbereitschaft, selbstloser Idealismus sind nicht mehr die unbedingten Leitgrößen der modernen Ethik. Man will mehr vom Leben haben; Freude, Glück und Genuß sind im modernen Leben wichtiger geworden. Ist das nun Ausdruck eines schrankenlosen, amoralischen Hedonismus? Offensichtlich nicht: Im Laufe des Wertewandels erlebten nämlich auch Leitbilder wie „Bestehen vor sich selbst“, „Seinem Gewissen folgen“ und „Achtung bei den Mitmenschen haben“ einen Wiederaufstieg, nachdem ihre Bedeutung zunächst zurückgegangen war (vgl. Abbildung 3). Die bisher über dem einzelnen stehenden ethischen Prinzipien werden einer individuellen Prüfung unterzogen. Angelpunkt auch der Ethik wird die Frage, ob man ein Verhalten mit sich selbst, mit seinen eigenen Werten vereinbaren kann oder nicht. Es geht immer weniger darum, irgendeinem vorausgesetzten ethischen Prinzip zu folgen.

III. Der nichtintegrierte Wertewandel

Wir haben also eine Reihe positiver Entwicklungen zu verzeichnen, die jedoch von „oben“ kaum aufgegriffen wurden. Die gesellschaftlichen Eliten waren nicht in der Lage, die Potentiale des Wertewandels produktiv zu nutzen – oder sie wollten es aus Angst vor Machtverlust nicht. So brach sich das wachsende Selbstentfaltungstreben spontan und in bestimmten Wellen Bahn. Die erste Welle hatte im Zusammenhang mit der 68er-Bewegung eine eher „links“ inspirierte, stark systemkritische Färbung. Leitfigur war der entlaufene intellektuelle Protestjugendliche aus gutem Hause. Die zweite Welle war eher „rechts“ eingefärbt; ihre Gallionsfiguren waren die hedonistisch und materialistisch eingestellten „Konsumjugendlichen“ (*Hedomat*).

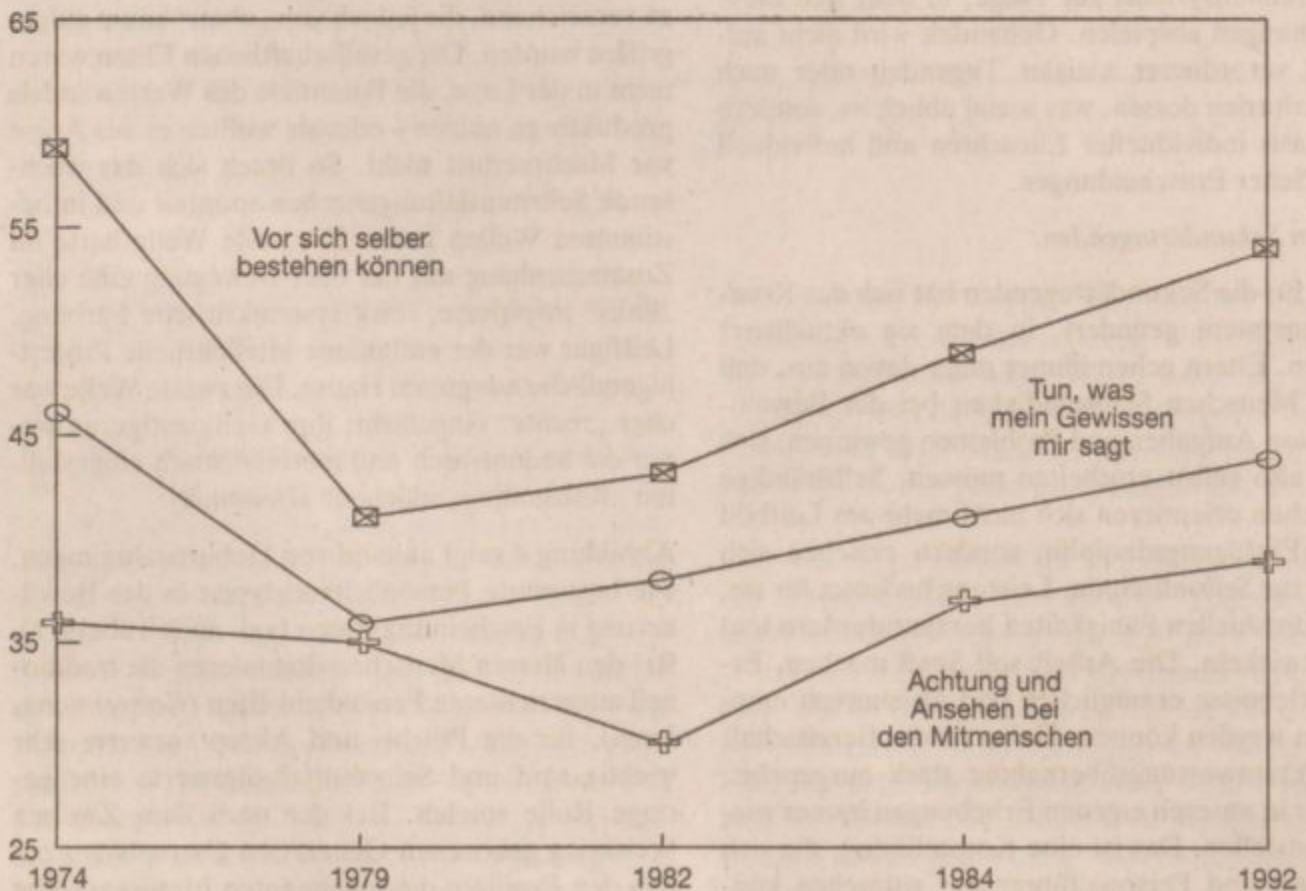
Abbildung 4 zeigt anhand von Geburtsjahrgängen, wie bestimmte Persönlichkeitstypen in der Bevölkerung in Erscheinung traten (vgl. auch Tabelle 1). Bei den älteren Menschen dominieren die traditionell ausgerichteten Persönlichkeiten (*Konventionalisten*), für die Pflicht- und Akzeptanzwerte sehr wichtig sind und Selbstentfaltungswerte eine geringe Rolle spielen. Bei der nach dem Zweiten Weltkrieg geborenen Generation übernehmen neben den *Realisten* die sogenannten *Idealisten* (68er Typ) die Führung. Sie schätzen Werte der kriti-

Abbildung 2: Erziehungsziele: Was Kinder im Elternhaus lernen sollten – 1967 und 1991 im Vergleich (in Prozent)



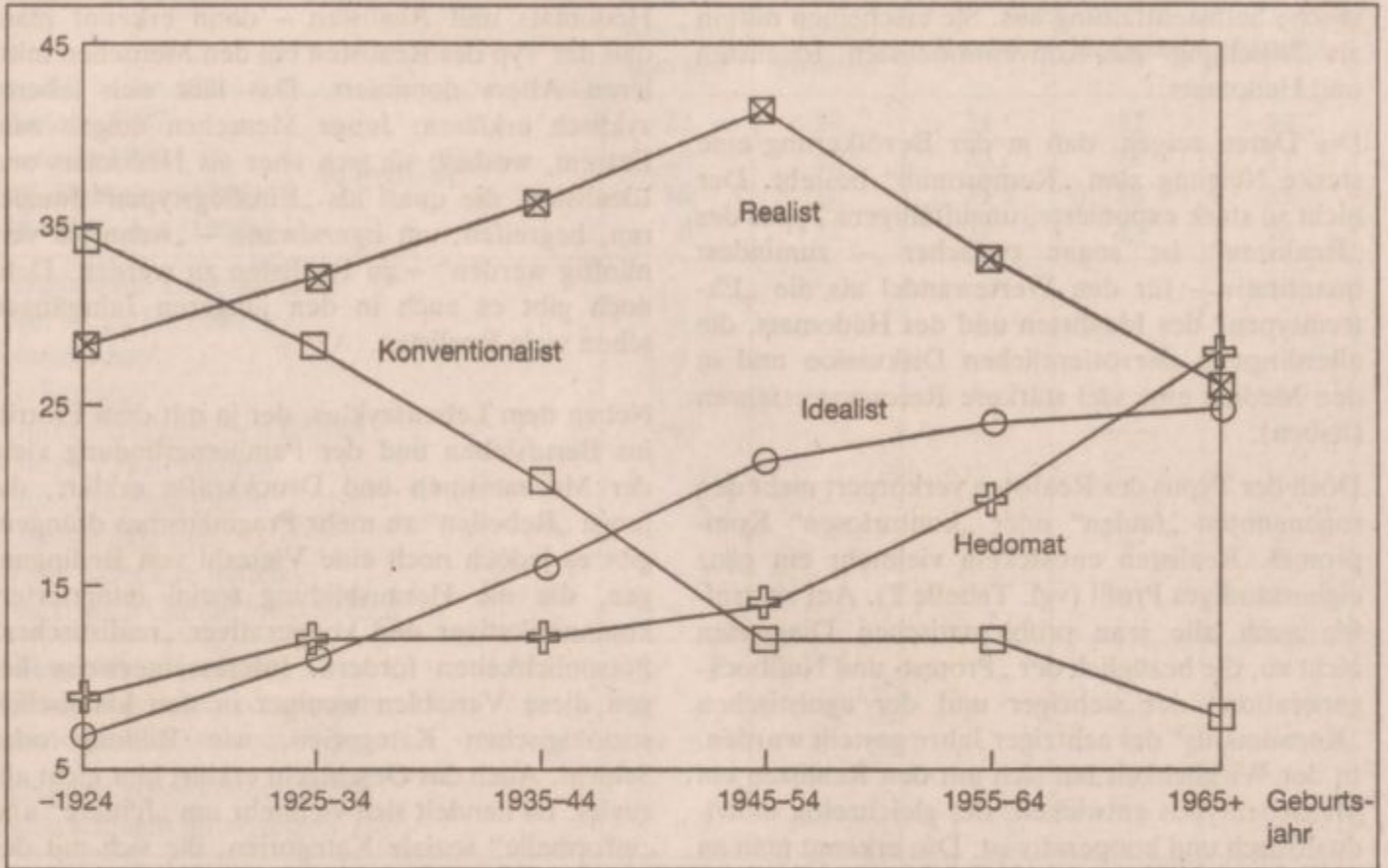
Quelle: Allensbacher Jahrbuch 1984–92

Abbildung 3: Neue Ethik: Was Westdeutsche als Sinn des Lebens sehen (1974–1992; in Prozent)



Quelle: Allensbacher Jahrbuch 1984–92.

Abbildung 4: Wertetypen nach Geburtsjahr. Anteile der Typen an den jeweiligen Kohorten (in Prozent)



Quelle: Eigene Darstellung; vgl. Helmut Klages/Thomas Gensicke, Spannungsfelder des Wertewandels. Von der spontanen Entwicklung von Selbstentfaltungswerten zu deren Integration, in: Helmut Serve (Hrsg.), Bildung und Entwicklung an der Schwelle zum dritten Jahrtausend, München (i. E.).

Tabelle 1: Konstruktion von Wertetypen

	Konventionalist	Resignierter	Realist	Hedomat	Idealist
Konventionalismus (Pflicht- und Akzeptanzwerte)	hoch	tief	hoch	tief	tief
Idealismus und Engagement (Idealistische Selbstentfaltung)	tief	tief	hoch	tief	hoch
Hedonismus und Materialismus (Hedonistische Selbstentfaltung)	tief	tief	hoch	hoch	tief

Quelle: H. Klages/T. Gensicke (wie Abb. 4).

schen und engagierten Selbstentfaltung besonders hoch. In den jüngsten Kohorten (Altersgruppen, die durch zeitliche Merkmale wie gleicher Geburtsjahrgang, gleiches Schulabschlußjahr etc. gekennzeichnet sind) nehmen die „Konsumjugendlichen“ der achtziger Jahre stark zu, für die hedonistische und materialistische Werte besonders wichtig sind (*Hedomats*).

Die Abbildung zeigt auch, daß neben den ausgewiesenen „Extremtypen“ des Wertewandels – den Idealisten und den Hedomats –, die entweder einseitig sehr stark an traditionellen Werten oder einseitig an Selbstentfaltungswerten interessiert sind, die sogenannten *Realisten* eine große Rolle spielen, ja sie sind sogar zahlenmäßig am stärksten vertreten. Wie Tabelle 1 zeigt, zeichnen sich die

Realisten sowohl durch hohe Pflicht- und Akzeptanzwerte als auch durch idealistische und hedonistische Selbstentfaltung aus. Sie erscheinen mithin als „Mischung“ aus Konventionalisten, Idealisten und Hedomats.

Die Daten zeigen, daß in der Bevölkerung eine starke Neigung zum „Kompromiß“ besteht. Der nicht so stark exponierte, unauffälligere Typus des „Realisten“ ist sogar typischer – zumindest quantitativ – für den Wertewandel als die „Extremtypen“ des Idealisten und des Hedomats, die allerdings in der öffentlichen Diskussion und in den Medien eine viel stärkere Resonanz erfahren (haben).

Doch der Typus des Realisten verkörpert nicht den sogenannten „faulen“ oder „konturlosen“ Kompromiß. Realisten entwickeln vielmehr ein ganz eigenständiges Profil (vgl. Tabelle 2). Auf sie treffen auch alle jene problematischen Diagnosen nicht zu, die bezüglich der „Protest- und Nullbockgeneration“ der siebziger und der egoistischen „Konsumkids“ der achtziger Jahre gestellt wurden. In der Wirklichkeit hat sich mit den Realisten ein Menschentypus entwickelt, der gleichzeitig individualistisch und kooperativ ist. Das erkennt man an der hohen Bewertung von Familie, Partnerschaft, von Freundschaft und von Kontakten zu anderen Menschen. Realisten betonen jedoch auch ihre „Unabhängigkeit“.

Dieses Persönlichkeitsprofil korrespondiert interessanterweise mit jener planerischen und rationalen Lebenseinstellung, die für die Bewältigung der schwierigen Lebensumstände einer individualisierten Gesellschaft günstig ist: Realisten setzen sich Ziele, können sich auf die eigene Kraft verlassen und Durststrecken durchstehen. Dagegen kommt bei den Hedomats ein an Egoismus, Mitnahmeverhalten und Spielertum ausgerichtetes Lebenskonzept zum Vorschein. Idealisten profilieren sich demgegenüber als „Rebellen“, die unversöhnlich in ihrer Ablehnung von Traditionen und Institutionen sind und daher eine stark konfliktorientierte Lebensführung wählen.

Realisten kombinieren verschiedenartige Aspekte der Lebensführung miteinander: Ihr „konservativer“ Wertepol macht sie zu Rationalisten und integriert sie sozial. Ihr „hedonistischer“ Pol läßt sie nach attraktiven Funktionen und Tätigkeiten streben, die mit Erfolgserlebnissen, Einfluß und Prestige verbunden sind. Der „Idealismus“ der Realisten drückt sich im Interesse am Gemeinwohl und an Reformen aus, allerdings an Reformen, die sich auf das Machbare, auf erzielbare Fortschritte richten.

Vergleicht man in Abbildung 4 die Verteilung der drei konkurrierenden Wertetypen – Idealisten, Hedomats und Realisten – dann erkennt man, daß der Typ des Realisten bei den Menschen mittleren Alters dominiert. Das läßt sich lebenszyklisch erklären: Junge Menschen neigen zum Extrem, weshalb sie sich eher als Hedomats und Idealisten, die quasi als „Einstiegstypen“ fungieren, begreifen, um irgendwann – „wenn sie vernünftig werden“ – zu Realisten zu werden. Dennoch gibt es auch in den jüngeren Jahrgängen schon viele Realisten.

Neben dem Lebenszyklus, der ja mit dem Eintritt ins Berufsleben und der Familiengründung viele der Mechanismen und Druckkräfte erklärt, die die jungen „Rebellen“ zu mehr Pragmatismus drängen, gibt es jedoch noch eine Vielzahl von Bedingungen, die die Herausbildung sozial integrierter, kommunikativer und kooperativer „realistischer“ Persönlichkeiten fördern. Interessanterweise liegen diese Variablen weniger in den klassischen soziologischen Kategorien, wie Bildung oder Schicht. Auch das Geschlecht erklärt hier nicht allzuviel. Es handelt sich vielmehr um „feinere“ und „informelle“ soziale Kategorien, die sich mit der quantitativen Umfrageforschung nur in geringem Umfang abbilden lassen. Diese Größen beschreiben soziale Handlungsfelder, in denen Menschen agieren und die verschiedenartig gestaltet sein können. Die Pole solcher Handlungsfelder werden durch das Maß an gewährten Selbstentfaltungschancen auf der einen und das Maß an Integrations- und Konformitätsdruck auf der anderen Seite bestimmt. Wird spontan oder bewußt ein optimales Verhältnis beider Pole erzielt, dann ist die Steuerung der Persönlichkeitsentwicklung in Richtung „Realismus“ wahrscheinlich. Denkbar ist dagegen jedoch auch ein Übermaß an Selbstentfaltung (bei weitgehendem Wegfall von Integrations- und Konformitätsdruck) auf der einen Seite oder an autoritärem Zwang auf der anderen. Fehlt die Disziplinierung bzw. wird sie übertrieben, dann kann das Resultat im Extremfall exzessiver oder kompensatorischer Hedonismus sein, ungebremste narzißtische und romantische Selbstaktualisierung oder permanentes Rebellentum.

Solche, die Persönlichkeitsentwicklung beeinflussenden Handlungsfelder werden bereits in der familiären Erziehung gesetzt. In den jeweiligen Erziehungsstilen sind die Pole unterschiedlich gewichtet. Führungsstile von Lehrern und Vorgesetzten oder auch Freunden erzeugen ebenfalls informelle Handlungsfelder, in die junge Menschen hineingeraten.

Tabelle 2: Lebenswerte und Persönlichkeitsmerkmale von Wertetypen in der westdeutschen Bevölkerung

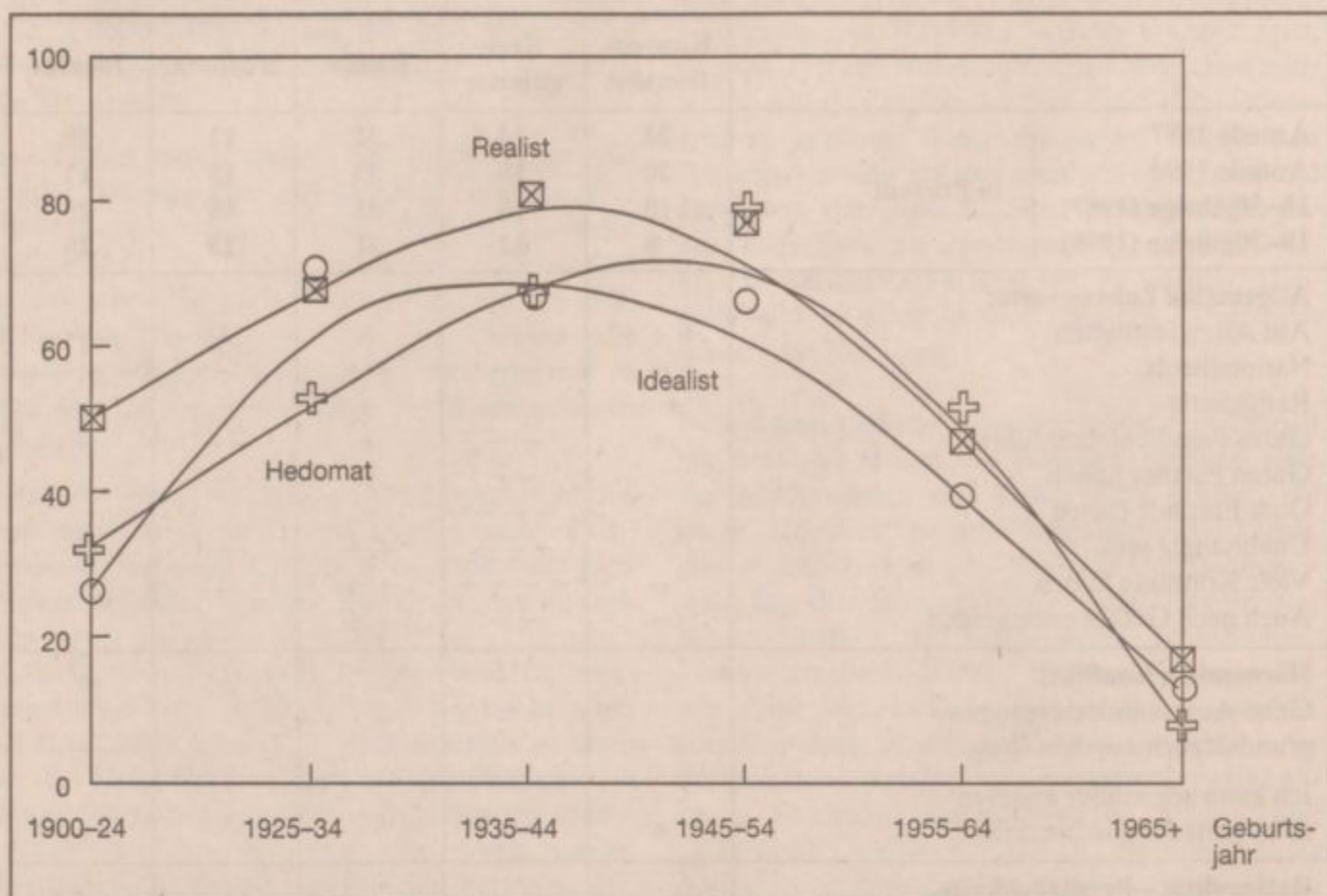
	Konventionalist	Resignierter	Realist	Hedomat	Idealist
Anteile 1987	24	14	31	12	19
Anteile 1990	20	15	33	15	17
18-30jährige (1987)	10	16	31	18	25
18-30jährige (1990)	8	12	31	23	26
in Prozent					
Allgemeine Lebenswerte:					
Am Alten festhalten	+++	--	+	-	----
Nationalstolz	+++	--	++	-	-----
Religiosität	++	--	+	----	--
Gutes Familienleben führen	+	--	+	--	-
Guten Partner haben		--	+	-	
Gute Freunde haben		----	+		
Unabhängig sein		----	++	+	-
Viele Kontakte haben	-	-----	++		
Auch nach Gefühl entscheiden	-	--	++		
Harmonie - Konflikt:					
Gehe Auseinandersetzungen grundsätzlich aus dem Weg	++				----
Ich kann gegenüber anderen mich schlecht durchsetzen	+				-
Rationalität - Persönlichkeitsstärke - Integration:					
Ich weiß ganz genau, was ich im Leben erreichen will		----	++		-
Für ein Ziel kann ich Durststrecken durchstehen		-	+	-	
In schwierigen Situationen kann ich mich auf die eigene Kraft verlassen		-	+		
Ich haben einen großen Freundeskreis	-	-	+		
Zurücknahme - Selbstaktualisierung:					
Ich stelle meine Bedürfnisse oft hinter denen anderer zurück	+			-	
Es macht mir Spaß, andere von meiner Meinung zu überzeugen	--	-	+	+	
Ich bin eine Spielernatur: Wer nicht wagt, der nicht gewinnt	----		+	+++	
Ich finde es natürlich, daß man zuerst und hauptsächlich an sich selber denkt	-			+++	-

Quelle: H. Klages/T. Gensicke (wie Abb. 4), Repräsentative Befragungen der westdeutschen Bevölkerung (1987 n = 1523, 1990 n = 1700). Die Plus- und Minuszeichen bedeuten signifikante Abweichungen der Wertetypen vom Durchschnitt aller Befragten (+/- = 0,2 Skalenspunkte nach oben oder unten auf einer 7er-Skala).

Wie wird nun jenes optimale Handlungsfeld geschaffen, daß günstig für die Entwicklung junger Menschen zu Realisten ist? Entscheidend erscheint mir das Moment der persönlichen Herausforde-

rung des zu Erziehenden bzw. Geführten zu sein. Es müssen Ziele erkennbar sein, die erreicht werden sollen, und es muß klar sein, ob man den Zielen näherkommt. Jungen Menschen sollten attrak-

Abbildung 5: Verheiratete: Wertetypen und Geburtsjahrgänge (in Prozent)



Quelle: Eigene Darstellung 1994.

tive Aufgaben übertragen werden, die im Bereich ihrer Möglichkeiten liegen, und sie sollten über lobende Rückmeldung hinsichtlich des Geleisteten motiviert werden. Wichtig ist, ihnen etwas zuzutrauen, ihnen Verantwortung zu übertragen, um sie dazu zu bringen, sich aufgrund des Erlebnisses persönlichen Erfolges mit den ihnen gestellten Zielen und Aufgaben zu identifizieren. Mit anderen Worten: Die herausfordernde Verantwortungsrolle⁷ ist die Schlüsselkategorie der produktiven Persönlichkeitsentwicklung. Auf diese Weise können Werte – ohne aufdringliche Indoktrination – indirekt über Tätigkeiten und Aufgaben vermittelt werden. Es kommt zu einer persönlichen *Selbstentwicklung*, die so wenig wie möglich fremdgesteuert ist. Unter diesen Bedingungen fällt die häufig zu beobachtende Neigung junger Menschen zur Institutionenfeindschaft und zum Rebellentum von ganz allein weg. Aus leerlaufendem Hedonismus wird Erfolgsstreben und zielorientierte Selbstaktualisierung.

Die Bedingungen, die in allen Teilen der Gesellschaft eine solche günstige Gestaltung der Hand-

lungsfelder für die Menschen erzeugen, sind noch längst nicht gegeben. Voraussetzung dafür wäre ein Übergang von der objekt- zur subjektzentrierten Sichtweise⁸, vom getrüben Blick „von oben“ zum offenen Blick auf die Potentiale „von unten“. Das geschieht heutzutage leider bisher erst da, wo Markt und Konkurrenzdruck die Nutzung der subjektiven Potentiale zwingend erforderlich machten, wo die enormen Kosten der „inneren Kündigung“ und der „freizeitorientierten Schonhaltung“ erkannt worden sind.

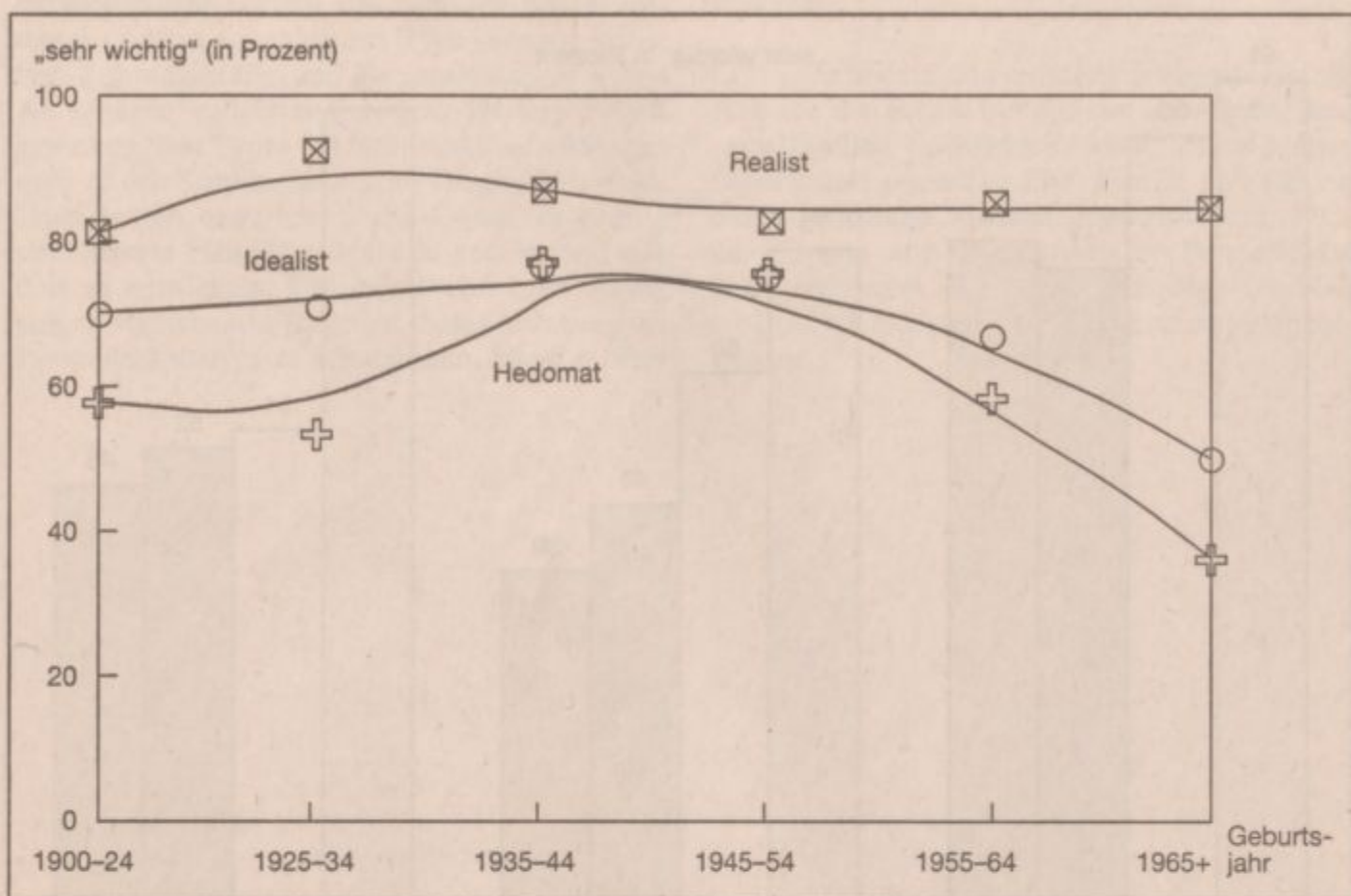
IV. Wertetypen, Singledasein und Familienorientierung

In einem letzten Abschnitt möchte ich am Beispiel der oben vorgestellten Wertetypen, die vor allem für junge Leute relevant sind, das Verhältnis von Singledasein und Familien- bzw. Partnerschaftsorientierung diskutieren. Hans Bertram stellt in seinem Beitrag die These auf, daß nicht etwa durch

7 Vgl. Helmut Klages, Wertedynamik. Über die Wandelbarkeit des Selbstverständlichen, Zürich 1988.

8 Ders., Modernisierungsperspektiven der öffentlichen Verwaltung, in: *Verwaltungsmanagement*, (1992) 8.

Abbildung 6: Wert „Ein gutes Familienleben führen“ nach Wertetypen und Geburtsjahren



Quelle: Eigene Darstellung.

den Wertewandel erklärt werde, weshalb junge Leute zunehmend als Single leben und die Familiengründung hinausschieben, wenn nicht gar ganz aufgeben. Im Gegenteil, umgekehrt erkläre das Singledasein den Wertewandel. Und zwar in der Weise, daß durch strukturelle Veränderungen in der modernen Gesellschaft („strukturelle Rücksichtslosigkeit“) immer mehr Menschen als Single leben und infolgedessen auch ihre Wertorientierungen – durch Abwertung von Ehe, Familie und Kindern – dieser geänderten Lebensweise anpassen.

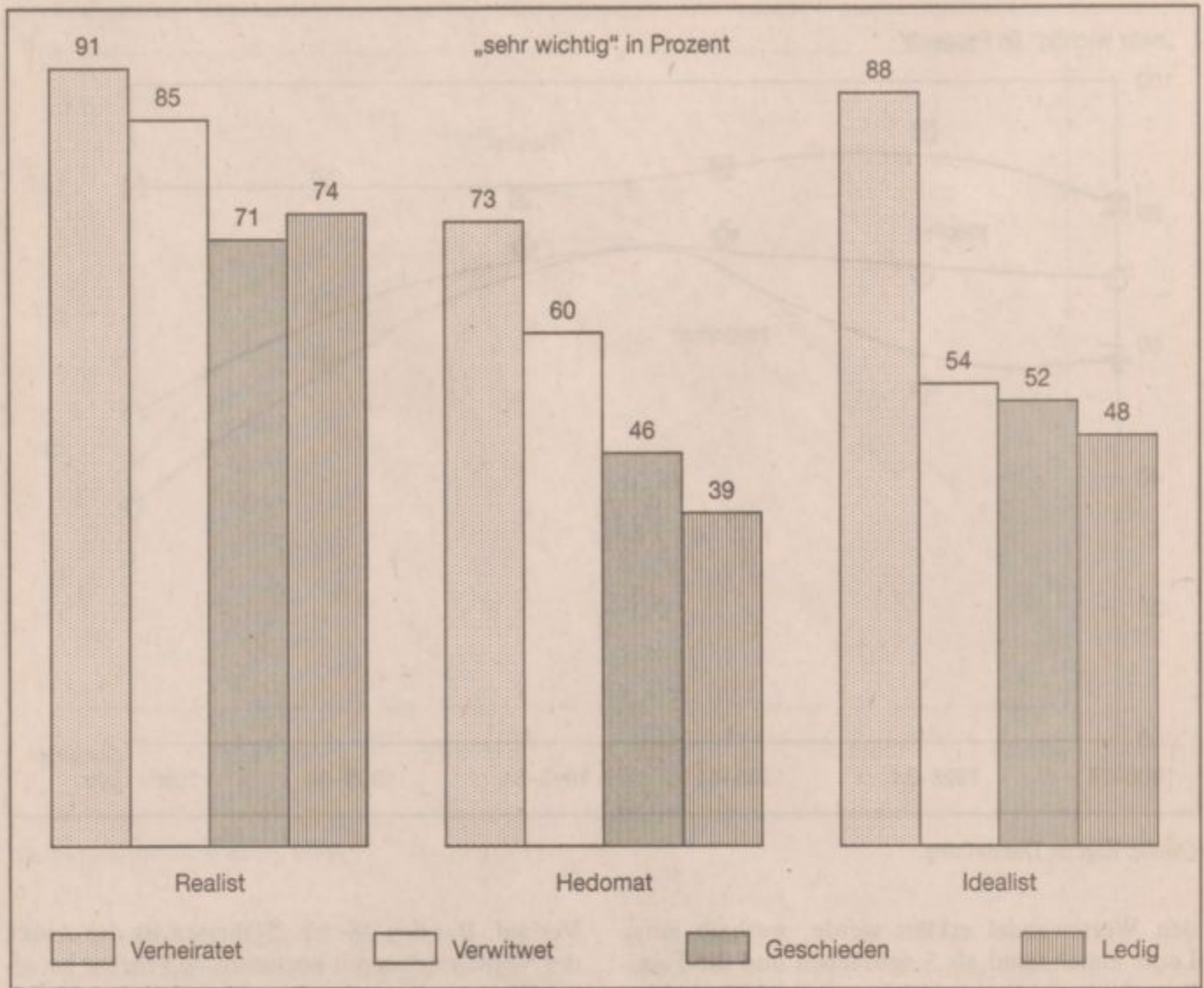
Ich glaube, daß das ein plausibles Erklärungsmuster ist, jedoch scheint es mir nicht das einzige zu sein. Ich möchte im folgenden zeigen, daß diesem Mechanismus keine Zwangsläufigkeit anhaftet – sondern, z. B. im Falle der Realisten, auch andere Reaktionen möglich sind.

In Abbildung 5 sind für die Wertetypen der „Realisten“, „Hedomats“ und „Idealisten“ die jeweiligen Anteile derjenigen unter ihnen dargestellt, die den Familienstand „verheiratet“ aufweisen und mit ihrem Ehepartner zusammenleben. Die jeweils ausgewiesenen Kurven zeigen einen ganz ähnlichen

Verlauf. Bei den 18- bis 25jährigen ist der Anteil der Verheirateten mit höchstens 20 Prozent bei allen Wertetypen noch sehr gering, bei den 25- bis 34jährigen schon deutlich höher (zwischen 40 bis 60 Prozent). In der Gruppe der 35- bis 54jährigen sind die höchsten Verheiratetenanteile zu verzeichnen (70 bis 80 Prozent), ab dem 55. Lebensjahr aber gehen die Anteile wieder deutlich zurück, was auf die Zunahme der Geschiedenen, bei den Ältesten vor allem auf die Zunahme der Verwitweten zurückzuführen ist. Ähnliches ließe sich auch anhand der Anteile der Haushalte mit Kindern an den Wertetypen zeigen, in umgekehrter Weise auch anhand des jeweiligen Anteils der Singlehaushalte.

Entspricht nun dieser weitgehend ähnlichen Struktur der Lebensweise der Wertetypen von Realisten, Hedomats und Idealisten auch eine ähnliche Struktur der Wertorientierungen? Das ist offensichtlich nicht der Fall. In Abbildung 6 ist – wiederum nach Wertetypen der jeweiligen Geburtsjahrgänge getrennt – der Anteil derer ausgewiesen, die den Wert „Ein gutes Familienleben führen“ für „sehr wichtig“ halten. Man erkennt zunächst, daß bei den Typen Hedomat und Idealist in den zwei

Abbildung 7: Wert „Ein gutes Familienleben führen“ nach Wertetyp und Familienstand



Quelle: Eigene Darstellung.

jüngsten Kohorten, in denen auch die wenigsten Verheirateten vorkommen, deutlich weniger Befragte den Wert „Familienleben“ „sehr wichtig“ finden, was insbesondere für die 18- bis 24jährigen gilt. Hier scheint also die oben erwähnte Abwertungsthese von Hans Bertram zuzutreffen. Sie gilt jedoch nicht für die Realisten. Das Alter (und indirekt damit der Familienstand) beeinflussen die hohe Wertschätzung der Familie nicht, der sich Angehörige aller Kohorten der Realisten anschließen. Läßt man die Altersvariable weg und untersucht den Wert „Familienleben“ nur nach Wertetyp und Familienstand, dann erhält man einen ähnlichen Befund (vgl. Abbildung 7). Egal ob Realisten verheiratet, verwitwet, geschieden oder ledig sind, der Wert „Familienleben“ steht in jedem Fall hoch im Kurs, wenn er auch bei Geschiedenen und Ledigen etwas geringer ausfällt. Der Wertehaushalt von Realisten ist offensichtlich sehr gefestigt und resistent gegenüber strukturellen Vorgaben

und Zwängen. Realisten scheinen sehr „wetterfest“ und „enttäuschungssicher“ zu sein und halten den Wunsch nach Familie und Partnerschaft auch im Singledasein, als Geschiedene, ja sogar als Verwitwete hoch. Idealisten suchen eine alternative Lösung, indem sie sich auf den Wert „Partnerschaft“ unabhängig von der Ehe konzentrieren, aber auch in diesem Falle bleiben sie hinter den Werten der Realisten zurück. Hedomats sind – wie zu erwarten – privat die am wenigsten integrierte und sozial problematischste Gruppe. Für sie hat weder die Familie noch die Partnerschaft einen ähnlich hohen Stellenwert wie für die Realisten.

Das Beispiel zeigt anhand des Persönlichkeitstyps des Realisten, daß sich strukturelle Zwänge nicht zwangsläufig in Um- und Abwertungsprozesse umsetzen müssen. Die harte Realität der modernen Gesellschaft hat mit den Realisten einen relativ krisenfesten Menschentypus mit einer außer-

ordentlich interessanten Persönlichkeitsstruktur hervorgebracht. Durch das Studium des Profils dieses spontan entstandenen Typs könnten Erzieher, Führungskräfte und Personalmanager einige Anregungen und Orientierungen für ihre Arbeit gewinnen. Der Typus des Realisten liegt sozusagen quer zu den Strukturen unserer Gesellschaft. Realisten hatten bzw. haben das Glück, in günstig strukturierte Handlungsfelder zu geraten und sich dort zu entwickeln. Um eine breite Entwicklung junger Menschen in Richtung dieses interessanten Persönlichkeitstyps zu ermöglichen, käme es aber

darauf an, die entsprechenden Handlungsfelder zu schaffen.

Eine ganz andere und mindestens ebenso wichtige Aufgabe der Politik besteht nun aber darin, jener „strukturellen Rücksichtslosigkeit“ der modernen Gesellschaft gegenüber Ehe, Familie und Kindern durch Reformen wirksam gegenzusteuern. Denn die stärkste und „wetterfesteste“ Persönlichkeit kann angesichts der Benachteiligung von Menschen mit Kindern in die „Resignation“ getrieben werden.

Elisabeth Beck-Gernsheim: Auf dem Weg in die postfamiliale Familie. Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29-30/94, S. 3-14

Während in der vorindustriellen Gesellschaft die Familie vorwiegend Notgemeinschaft war, durch einen Zwang zu Solidarität zusammengehalten, tritt zur Gegenwart hin immer deutlicher die Logik individueller Lebensentwürfe hervor. Die Familie wird eher zur Wahlgemeinschaft, zum Verbund von Einzelpersonen, die ihre je eigenen Interessen, Erfahrungen, Lebenspläne einbringen, auch je eigenen Kontrollen, Risiken, Zwängen ausgesetzt sind. Wo man bisher auf eingespielte Regeln und Rituale zurückgreifen konnte, beginnt heute eine Inszenierung des Alltags, eine Akrobatik des Abstimmens und Ausbalancierens. Aus vielen Anstrengungen, Sehnsüchten, Versuchen, Irrtümern, aus gelungenen und manchmal mißlungenen Experimenten entsteht ein neues Spektrum des Privaten. Das heißt nicht, daß die traditionelle Familie verschwindet. Aber offensichtlich verliert sie das Monopol, das sie lange besaß. Ihre quantitative Bedeutung nimmt ab, neue Lebensformen kommen auf und breiten sich aus, die nicht auf Alleinleben zielen, eher auf Verbindungen anderer Art (z.B. ohne Trauschein oder ohne Kinder; Alleinerziehende, Fortsetzungsfamilien und Lebensabschnittsgefährten). Es entstehen mehr Zwischenformen und Nebenformen, Vorformen und Nachformen: Das sind die Konturen der „postfamilialen Familie“.

Hans Bertram: Die Stadt, das Individuum und das Verschwinden der Familie

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29-30/94, S. 15-35

Im Beitrag wird die globale These prominenter deutscher und amerikanischer Autoren über die zunehmende Brüchigkeit von Ehe und Familie und die zunehmende Beliebigkeit von familialen Beziehungen überprüft. Das geschieht, indem familiäre Lebensformen auf der Basis der Daten des Mikrozensus für jenen Zeitraum betrachtet werden, in dem sich die behaupteten Wandlungstendenzen vollzogen haben sollen: 1972-1987. Außerdem werden Daten des Familien-Survey, der sich aufgrund seiner Größe auch für eine regional differenzierte Analyse eignet, hinzugezogen. Durch die angewandte Methode sind dies Informationen von insgesamt 67 000 Personen. Im Ergebnis steht der Nachweis, daß jene globalen Thesen von James Coleman über die moderne Gesellschaft ebenso falsch sind wie jene, die Ulrich Beck seit vielen Jahren über die neue Unsicherheit und neue Beliebigkeit moderner Gesellschaften in bezug auf Ehe und Familie zwar brillant, aber empirisch falsch formuliert. Demgegenüber wird im Beitrag die Stabilität von Ehe und Familie nachgewiesen. In den urbanen Zentren ist neben die Ehe die Lebensform des Ledigseins getreten. Ein neues Phänomen stellt bei den Ledigen dabei die Lebensform mit einem dauerhaften Partner dar, mit dem man zwar zusammen, aber nicht in einer Wohnung lebt: „living apart together“.

Thomas Gensicke: Wertewandel und Familie. Auf dem Weg zu „egoistischem“ oder „kooperativem“ Individualismus?

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29-30/94, S. 36-47

Auf die „modische Zeitkritik“, der zufolge es in der Bundesrepublik Deutschland zu einer Auflösung von Sozialbeziehungen und Institutionen kommt, die die Individuen bisher zusammenhielten und zu Gemeinschaften verbanden, wird mit spezifischen Antworten der Werte(wandels)forschung reagiert: Der empirische Soziologe kommt zu dem Ergebnis, daß der Wertewandel zu einer Individualisierung der Menschen und der gesellschaftlichen Beziehungen geführt hat. Der Vorrang des Individuellen in den modernen Sozialbeziehungen läßt diese jedoch – wie immer wieder behauptet wird – nicht verdorren, sondern hat lediglich eine Änderung des Koordinatensystems zur Folge, in dem sich diese Beziehungen abspielen. Es wird nicht aufgrund verordneter sozialer Tugenden gehandelt, sondern auf Basis individueller Einsichten und individuell getroffener Entscheidungen. Selbständige Menschen orientieren sich nicht mehr am Leitbild einer Einfügungsdisziplin, sondern erziehen sich lieber zur Selbstdisziplin. Angelpunkt auch der Ethik wird die Frage, ob man ein Verhalten mit sich selbst, mit seinen eigenen Werten vereinbaren kann oder nicht. Die gesellschaftlichen Eliten waren bislang nicht in der Lage, die Potentiale des Wertewandels – im Beitrag werden vier Typen des Wertewandels referiert: die Konventionalisten, die Realisten, die Idealisten und die Hedonisten – produktiv zu nutzen. Es fehlt eine gezielte „Wertepolitik“, die das Selbstentfaltungstreben ernst nimmt und kanalisiert.